



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 10 October 15, 1967**

Köln: Bund-Verlag, October 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



# aufwärts 10

Köln, 15. Oktober 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig

In der Chagall-Ausstellung in Köln Foto: Udo Hoffmann





# Wilhelm Högner wurde 80 Jahre alt

Er ist ein Bayer; ein alter Mann, genauer gesagt ein uralter Sozialdemokrat. – Sozusagen ein Stück lebendiger, wandelnder Geschichte. In den Bayrischen Landtag wurde er 1924 zum erstenmal gewählt. Er gehört zu den wenigen noch lebenden Mitgliedern des Reichstags der ersten Republik. Er kann als Vater der Verfassung des Freistaates Bayern bezeichnet werden, dessen Politik er zweimal als Ministerpräsident sowie als Innen- und Justizminister verantwortlich mitbestimmte.

Er heißt Wilhelm Högner und feierte im September seinen 80. Geburtstag. Trotz seines hohen Lebensalters ist er noch als Professor für bayrisches Verfassungsrecht an der Universität München tätig und in der aktiven Politik als Vizepräsident des Bayrischen Landtags. Er ist noch „gutbeieinander“ und nicht ohne Temperament. Meist gerecht im gerechten Zorn, hin und wieder aber auch ungerecht im ungerechten. Fast also wie ein Jugendlicher. Jüngst lieferte er einen Beweis dafür, daß er mit jungen Gewerkschaftern mehr gemein hat, als sein Alter vermuten läßt. In einigen hochpolitischen Fragen der deutschen Politik befindet sich Wilhelm Högner in Übereinstimmung mit der Gewerkschaftsjugend.

Da wäre zunächst die Frage der zusätzlichen Notstandsgesetzgebung, die von der Bundesregierung angestrebt wird.



Wilhelm Högner nach einem Porträt von Günter Rittner, das dieser für die Bayerische Staatskanzlei malte. „aufwärts“ wünscht dem aufrechten Mann noch viele Jahre Gesundheit und Kraft für die Arbeit im Dienste seiner Ideale. Foto: Keystone

Bei einer internationalen Tagung der Jugend der IG Metall nach seiner Meinung gefragt, sagte Högner ganz deutlich, daß er die Pläne der Regierung für gefährlich halte und deshalb ablehne. Auch der neue Regierungsentwurf sollte trotz einiger in ihm enthaltenen Änderungen am besten nicht verabschiedet werden. Die Haltung des Münchner SPD-Bundestagsabgeordneten Günter Müller, der für eine zusätzliche Notstandsgesetzgebung eintritt und dazu neigt, die Notstandsgegner mit der NPD in einen Topf zu werfen (er schrieb z. B.: „auch damals war es das Bündnis Rechts- und Linksradikaler, das, von politisch Unbedarften unterstützt, die erste Republik vom Leben zum Tode brachte“), trifft bei Högner auf zornige Verständnislosigkeit. Er meint, Müller, der, wenn es um reaktionäre Maßnahmen geht, keineswegs zurückhaltend ist und neben der Notstandsgesetzgebung auch noch das Sing-Out-Unternehmen sowie den Krieg der US-Regierung in Vietnam unterstützt und die Springer-Presse für eine freie hält, müßte zurechtgewiesen werden.

Högner betrachtet des Historiker Müllers historische Vergleiche als Beleidigung, welche die politische Atmosphäre vergiften und ihn an ähnliche Mächenschaften in der Zeit der Weimarer Republik erinnern.

Eine andere Erinnerung aus seiner Arbeit in der bayrischen Staatsregierung ist es auch, die Högners Haltung zur Notstands-

gesetzgebung maßgeblich beeinflußt. Die Erinnerung an den großen Bayern-Streik. Damals verlangte man von Högner den Einsatz der Bereitschaftspolizei gegen die Streikenden. Damals lehnte er es ab! Könnte er es nach Verwirklichung der Notstandspläne auch noch?

Die von Vertretern der CDU/CSU und SPD ersehnte Änderung des Wahlrechts trifft ebenfalls auf den Widerstand Högners.

Eine Reform des deutschen Strafrechts hingegen wird von dem gelehrten Juristen und ehemaligen bayrischen Generalstaatsanwalt lebhaft begrüßt. 1912 schrieb er seine Doktorarbeit über den neuen Entwurf eines Strafgesetzbuches. Bis heute ist diese notwendige Reform noch nicht Wirklichkeit geworden. Högner tritt weiter dafür ein.

Wir sehen wieder einmal, wie unrecht all diejenigen haben, die hinter bestehenden politischen Meinungsverschiedenheiten ein Generationsproblem vermuten. Wilhelm Högner liefert den Beweis, daß Altsein nicht unbedingt Rückschrittlichkeit bedeutet; so wie Jugend allein ebensowenig mit Fortschrittlichkeit gleichzusetzen ist. Die Gewerkschaftsjugend ist in vielen wichtigen Fragen mit dem alten Münchner Högner einiger als mit dem jungen Münchner Müller.

Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!

Gert Lütgert

## Und dann bekam der junge Arbeiter seinen Urlaub

Obwohl jugendliche Arbeitnehmer noch mehr als alle anderen Arbeitnehmer aus Gründen ihrer körperlichen Gesundheit und Entwicklung auf ihren vollen Jahresurlaub angewiesen sind, werden auf Arbeitgeberseite immer wieder Versuche unternommen, die den Jugendlichen zustehenden Urlaubsansprüche unter Ausnutzung angeblich mißverständlicher gesetzlicher oder tariflicher Bestimmungen zu bekämpfen. Und das, obwohl nach Geist, Sinn und Zweck des Jugendarbeitsschutzgesetzes dem Jugendlichen die besondere Fürsorge im wahrsten Sinne des Wortes durch den Arbeitgeber gewidmet sein soll. Sagen sich solche Arbeitgeber nicht, daß sie sich und der deutschen Wirtschaft insgesamt gesehen durch ein solches Verhalten keinen Gefallen tun? Denn auf die jugendlichen Arbeitnehmer von heute, auf gesunde Jugendliche wird die deutsche Industrie in künftigen wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfen erst recht angewiesen sein. Dazu benötigt man aber junge Menschen, die körperlich und seelisch gesund und daher später auch strapazierfähig sind. Um das zu erreichen, müßte es daher Aufgabe jedes Arbeitgebers sein, dafür zu sorgen, daß jedem Jugendlichen der zustehende Urlaub in vollem Umfange zukommt.

Im nachfolgenden Fall mußte leider wieder das Gericht bemüht werden, dem Jugendlichen zu seinem vollen Urlaubsanspruch zu verhelfen.

Einem in einem Betrieb beschäftigten noch nicht 18 Jahre alten jugendlichen Arbeiter wurde das Arbeitsverhältnis zum 9. Mai 1966 gekündigt. Der Arbeitgeber nahm eine Urlaubsabgeltung für 8 Urlaubstage vor. Die Gewährung des vollen Jahresurlaubs lehnte er ab. Der daraufhin arbeitnehmerseitig erhobene Klage gab das Landesarbeitsgericht Düsseldorf am 22. Dezember 1966 – 5 Sa 554/66 – rechtskräftig statt. Auf das Vertragsverhältnis finde der Manteltarifvertrag für die Arbeiter in der Eisen-, Metall- und Elektroindustrie NRW vom 4. März 1965 Anwendung und somit auch die Bestimmung über den Urlaub in § 7 Abs. 5. Nach § 1 Ziffer 3 des MTV gelte dieser Tarifvertrag für alle Lohnempfänger einschließlich der Nichtmetallarbeiter, ausgenommen Lehrlinge und Anlernlinge. Daraus sei als Grundsatz zu entnehmen, daß alle Bestimmungen des MTV für alle Lohnempfänger gelten würden. Wenn einzelne Bestimmungen ausnahmsweise nicht für alle Lohnempfänger gelten sollten, so müßte das, schon aus Gründen der Tarifklarheit, in diesen Bestimmungen deutlich erkennbar gemacht werden. Das wäre auch hinsichtlich der Lehrlinge und Anlernlinge geschehen. Hinsichtlich der Jugendlichen gebe es eine solche Einschränkung nicht.

Einer Beschränkung der Urlaubsregelung nur für Erwachsene widerspreche auch die „nach dem Willen“ der Tarifvertrags-

parteien erfolgende Berechnung der Urlaubsvergütung – auch für Jugendliche – nach § 9 MTV.

Sollte der Urlaub allein für erwachsene Arbeitnehmer geregelt werden, so könne nicht eine einzelne Bestimmung, nämlich die des Urlaubsentgeltes in § 9 plötzlich für alle dem Tarifvertrag unterworfenen Arbeitnehmer gelten. Das Entgelt für Urlaub sei ausdrücklich in § 19 Abs. 1 JArbSchG geregelt, so daß entgegen der Ansicht des Arbeitgebers diese Handhabung in der Tarifpraxis und ein dem zugrunde liegender Wille der Tarifvertragsparteien von wesentlicher Bedeutung wären.

Im übrigen sei bei der Auslegung der Urlaubsbestimmung noch zu beachten, daß es Zweck und Ziel des Tarifvertrages sein würde, die Arbeitsbedingungen der dem Tarifvertrag unterworfenen Arbeitnehmer – und dazu gehörten auch die Jugendlichen – „gleich“ zu regeln. Nach Art. 24 Abs. 2 der Verfassung NRW bestehe die Pflicht, Jugendliche nicht zu „benachteiligen“. Auch daraus müsse entnommen werden, daß die Tarifparteien – wie in § 9 MTV – davon ausgingen, daß Jugendliche nicht allein wegen der Länge des gesetzlichen Urlaubs schlechter und anders behandelt werden sollten als ein Erwachsener. Sie hätten lediglich die Urlaubsdauer der Jugendlichen nicht in § 9 MTV besonders deklariert, ohne damit den Ausschluß von sonstigen

günstigeren Bedingungen zum Ausdruck zu bringen.

Zu Recht weise dabei das Arbeitsgericht noch darauf hin, daß die Vereinbarung über das Außerkraftsetzen des § 6a des früheren MTV nur zum Ausdruck bringe, daß die Parteien bei Inkrafttreten des Jugendarbeitsschutzgesetzes die dort geregelte Urlaubsdauer sich zu eigen machen wollten. Die hier vorgenommene Auslegung liege um so näher, als das JArbSchG im Jahre 1960 erlassen worden sei. Die in § 19 JArbSchG normierten Voraussetzungen wären unabdingbare Mindestbestimmungen, die allerdings durch Tarifvertrag oder Einzelvereinbarungen eine Verbesserung erfahren könnten (vgl. auch BAG AP 3 zu § 19 JArbSchG). Diese Kenntnis über die Rechtssituation sei bei den Tarifvertragsparteien bei Abschluß des Tarifvertrages vom 4. März 1965 vorauszusetzen. Bei einer solchen Kenntnis bedeuteten aber die tariflichen Vergünstigungen die Zuerkennung zusätzlicher Ansprüche und sei es nur, um eine Gleichbehandlung mit dem erwachsenen Arbeitnehmer herzustellen.

Es könne somit ein Günstigkeitsvergleich zwischen gesetzlichem und tariflichem Urlaub in dem vom Arbeitgeber gewünschten Sinne nicht vorgenommen werden.

Günther Hoppe



# Manipulierte Symbole

# Ein Skandal

Von Gerd Angermann

In der Werbung kennt man den Wert von Symbolen seit langem. „Beim Kaufvorgang“, schreibt Louis Cheskin, Leiter eines großen Chikagoer Werbeunternehmens, „ist es tatsächlich so, daß der Verbraucher vor allem gefühlsmäßig und zwangsläufig handelt, unbewußt auf im Unterbewußtsein mit dem Produkt verknüpfte Bilder und Zeichen reagiert.“

Diese Feststellung läßt sich ohne weiteres auch auf andere Lebensbereiche übertragen. Eine demoskopische Untersuchung bewies neulich, in welchem Ausmaß den vorgefaßten Bildern von einer Gesellschaft oder dem Stigma, das einer Ideologie lange Zeit aufgeprägt wurde, entscheidende Bedeutung zukommt. Einer bestimmten Anzahl von Leuten wurden Testtafeln vorgelegt. Ihre Aufgabe bestand darin, die ihnen gezeigten Bilder entweder als Bürger der Bundesrepublik oder als DDR-Bürger zu identifizieren. Die überwiegende Zahl der Befragten ordnete alle sympathischen, zufriedenen und nach Erfolg aussehenden Physiognomien unserem Staat zu und verbannte verhärmte und sorgenvolle Gesichter und selbstverständlich alles, was sozial oder gar nach Verbrecherkartei aussah, in die DDR. Nicht anders als beim Kauf von Autos, Sprays und Kognakbohnen erwies sich die fast vollständige Abhängigkeit vom Symbol. Wobei die Frage nach den Symbolmanipulatoren in diesem Fall nicht gestellt werden soll. Allein die Feststellung mag genügen, daß die politische Einschätzung eines Staates ebenso vom Unterbewußtsein her steuerbar ist wie die schlichte und vergleichsweise harmlose Verbraucherentscheidung beim Warenkonsum.

Vorwürfe gegen die tiefenpsychologischen Tricks der Werbeagenturen werden von diesen schon immer je nach Temperament entweder überhört oder wortreich zurückgewiesen. Man treibt Verbraucheraufklärung und verwahrt sich entrüstet gegen den Vorwurf bewußter Verbraucherverführung.

Beide Spielarten einer Einflußnahme von außen bei Entscheidungen für oder gegen etwas sind analog zur Konsumentenlenkung auch bei der politischen Meinungsbildung anzutreffen. Der Unterschied läßt sich hier überzeugend definieren an der Reaktion der Massenmedien auf die Äußerungen General De Gaulles über die Oder-Neiße-Grenze anläßlich seiner Polenreise. Funk, Fernsehen und Presse haben im großen und ganzen sachlich darüber berichtet, ohne dabei die Problematik zu verschweigen, die sich für den offiziellen deutschen Standpunkt daraus ergibt.

Wie aber soll man jene Karikatur bewerten, mit der die Stuttgarter Zeitung am 13. September 1967 ihre Titelseite schmückte? Vor dem Sejm, der polnischen Volksvertretung, steht der General am Rednerpult. Er trägt einen Napoleonshut und unterstreicht seine Worte mit pathetischen Gesten. Seine Zuhörer, die polnischen Volksvertreter, sitzen in drei Reihen vor ihm mit ausdruckslosen uniformen Gesichtern, die beim besten Willen nicht eben sympathisch zu nennen sind, sondern eher... nun ja, an die Visagen aus einem Verbrecheralbum erinnern. Ein Eindruck, der durch kahlgeschorene Köpfe und uniforme Kleidung nachhaltig noch unterstützt wird. Schlicht gesagt: Jeder der Jungs sieht aus, als hätte er mindestens einen schweren

Bankraub hinter sich. Damit ja niemandem entgeht, daß er es hier mit Kommunisten zu tun hat, zieren Hammer und Sichel das Rednerpult. Die Bildunterschrift lautet: Vision Europa. Wessen Vision?, fragt man sich da unwillkürlich. Gemeint ist natürlich die des Generals, der laut Leitartikel derselben Zeitung im Augenblick seiner Rede eine historische Fata Morgana vor sich sah: „Das ein Jahrtausend um seine Freiheit kämpfende Polen, den traditionellen Gegner des übermächtigen Rußlands, sozusagen das klassische europäische Niemandsland zwischen West und Ost.“ So weit, so nicht eben sehr gut, aber vertretbar. Zu solcher verstandesmäßigen Auseinandersetzung mit der Historie verleitet das Bild jedoch keineswegs. Es trifft vielmehr mitten ins Schwarze – oder besser gesagt ins Rote – bei jenen Betrachtenden, die gefühlsmäßig und zwangsläufig handeln, unbewußt auf im Unterbewußtsein mit dem kommunistischen Polen verknüpfte Bilder und Zeichen reagierend. Und deren gibt es bei uns bekanntlich eine Menge. Die verkniffenen, glitzgleichen Gesichter der Kahlgeschorenen auf den Bänken des Sejm könnten ohne weiteres aus der Bildtafel jenes demoskopischen Instituts, von dem die Rede war, herausgeschnitten sein, und es besteht kein Zweifel, daß sie – hätte man sie in den Test einbezogen – von mindestens 60% aller Befragten richtig, nämlich als einem Ostland zugehörig, abklassifiziert worden wären. Mehr solche Karikaturen und bei der nächsten demoskopischen Untersuchung werden es sicher 80 bis 90 Prozent sein, die zu der nicht von Besorgnis freien Frage nach Symbolmanipulation in der Publizistik Anlaß geben.

Die Bundesregierung hat mit dem Beschluß, daß ab 1968 die Rentner 4 Prozent ihrer Rente als Krankenkassenbeitrag bezahlen sollen, einen Skandal geschaffen, der ihr mit Recht das Prädikat UNSOZIAL eingetragen hat. Es trifft die alten Menschen, die in der Mehrzahl ohnehin von der Hand in den Mund leben, weil ihre Renten weit unter dem Existenzminimum liegen.

Betroffen sind von diesem Beschluß über 1,5 Millionen Witwen, deren Renten weniger als DM 210,- betragen. Und nochmals über 800.000, deren Renten zwischen DM 210,- und DM 300,- liegen.

Betroffen sind ferner fast eine Million Männer, deren Renten unter DM 350,- liegen.

Es muß angenommen werden, daß Arbeitsminister Katzer diese Zahlen der Regierung vorgelegt hat, denn sie sind veröffentlicht in Nr. 1 der „Sozialpolitische Informationen“ vom 27. 6. 67. Herausgegeben vom Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung.

Man muß sich fragen, ob diese Regierung von allen guten Geistern und sozialem Empfinden verlassen ist. Bestimmt fehlt ihr die reale Phantasie, um sich vorzustellen, wie diese Millionen Menschen in unserer Republik leben. Kanzler Kiesinger hat sogar, wie er angibt, ein gutes Gewissen bei diesem Beschluß. Er betrachtet ihn als eine Lösung, „die uns unser gutes Gewissen den Rentenempfängern gegenüber beläßt“. Ob er sich bei diesen Worten der Wirklichkeit bewußt war, darf man mit Fug und Recht bezweifeln. War er es doch, dann kann man ihm als Chef der Regierung nur unsoziales Verhalten in schlimmster Form bescheinigen. Und das gilt auch für die anderen Minister, die sich mit einem solchen Beschluß einverstanden erklärten.

Zu dieser Misere kommt nun auch noch der Beschluß der Regierung, daß die Mieten der Sozialwohnungen um wenigstens 25 Prozent steigen sollen. Das wird auch viele Rentner treffen, denn 64 Prozent der Sozialwohnungen sind an Rentner vermietet.

Was sollen junge Menschen von einem solchen Verhalten der Regierung denken, die doch in ihrer Zusammensetzung der Bundesrepublik am ehesten die Würde eines sozial-gerechten Staates geben sollte? Ihr, der Jugend – und für sie ist es selbstverständlich –, sagt man, daß sie das Alter ehren soll. Was soll sie von dieser Regierung denken? Muß sie ihr nicht Ehrung des Alters absprechen? Im Namen der Jugend handelt die Regierung gewiß nicht. Die Folge wird sein, daß noch mehr Lethargie und Enttäuschung auch unter den besten unserer Jugend Platz greifen. Die Regierung treibt mit den alten Menschen ein verwegenes und unhumanes Spiel. Die Mitglieder des Bundestages haben als letzte Instanz zu entscheiden. Es ist zu hoffen, daß sie nicht auch dem Geist des Unsozialen verfallen und daß sie den Skandal der Regierung nicht mitmachen.

Hans Dohrenbusch

## Seemannslos?

Ist die Bundeswehr eine Nachfolgeorganisation der Hitlerschen Wehrmacht? Es sieht so aus, denn Verteidigungsminister Schröder hielt es für richtig, den ersten deutschen Raketenzerstörer auf den Namen Günther Lütjen vom Stapel laufen zu lassen.

Admiral Lütjen hat 1941 sein manövrierunfähiges Flaggschiff „Bismarck“ im Atlantik aus falsch verstandenem Ehrbegriff versenken lassen und damit das Leben von zweitausend deutschen Matrosen sinnlos geopfert, anstatt das Schiff zu übergeben und die Besatzung zu retten. Außerdem hat Lütjen Hitler noch einen Funkspruch übermittelt, in dem er dem größten Feldherrn aller Zeiten seine Ergebenheit ausdrückte. Dieser Mann, trauriges Beispiel für den selbstmörderischen Fanatismus eines Soldaten, ist also ein Ideal der Bundeswehr. Alle Wehrdienstpflichtigen sollten ihre Vorgesetzten rechtzeitig fragen, ob von ihnen in einer ähnlichen Situation auch der nasse Tod gewählt wird. Alle Eltern wehrdienstpflichtiger Söhne sollten ihre Bundestagsabgeordneten fragen, ob Günther Lütjen Held und Vorbild unserer Bundesmarine ist. Oder sollen eines Tages wieder Bilder junger Männer in den Wohnzimmern hängen mit einem Trauerflor? In den Vereinigten Staaten ist dieser Vorfall kritisiert worden als Rückfall in die Mentalität des Dritten Reiches. In Bonn läßt das viele Leute kalt. Die CDU deckt ihren Minister, die FDP läßt verlauten, man

„solle sich nicht ins Bockshorn jagen lassen“, und nur die SPD spricht von einer „unglücklichen Wahl“. Gab es in der Zeit des Dritten Reiches nur Durchhalteadmirale, gab es nicht Hunderttausende von Widerstandskämpfern, deren Namen Vorbild für die Bundesmarine sein könnten?

Horst Hartmann

## Das Volk wird militarisiert

Auch der Entwurf der Großen Koalition für eine Notstandsverfassung sieht erhebliche Grundrechtseinschränkungen und folgenschwere Eingriffe in unantastbare Prinzipien sowie in die Struktur unserer Verfassung vor.“ Dies erklärte der DGB-Vorsitzende in Rheinland-Pfalz, Lehlbach, vor Gewerkschaftsfunktionären in Mainz.

Lehlbach wandte sich unter anderem gegen die vorgesehene allgemeine Dienstverpflichtung für Wehrpflichtige und gegen die Beeinträchtigung der Freiheit

eines jeden Bürgers bei der Wahl des Arbeitsplatzes. Die von der Bundesregierung angestrebte Änderung des Grundgesetzartikels 12 ermöglichte bereits in Friedenszeiten in Verbindung mit den bereits verabschiedeten „einfachen“ Notstandsgesetzen eine „zentralistische Erfassung, Militarisierung und nahezu totale Verplanung des Arbeitskräftepotentials des gesamten Volkes“. Da außerdem das Koalitions- und Streikrecht der Arbeitnehmer nicht garantiert werde, bestehe die große Gefahr, daß in Zukunft jeder Arbeitskampf in einer Notstandssituation von den Gerichten als rechtswidrig qualifiziert werde. Der in dem Entwurf vorgesehene Einsatz der Streitkräfte für polizeiliche Aufgaben eröffne die Möglichkeit militärischer Aktionen zu innenpolitischen Zwecken. Dabei seien die objektiven Voraussetzungen für die Feststellung des Ausnahmezustandes gerichtlich nicht überprüfbar. Entschieden widersprach Lehlbach auch der vorgesehenen Konstruktion des „Gemeinsamen Ausschusses“ (Notparlament), der nach der Regierungsvorlage ein mit den Grundsätzen und der Struktur des Grundgesetzes nicht zu vereinbarendes Geheimgremium einzelner Personen außerhalb demokratischer Publizität darstelle. Die geplante Einschränkung des Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisses verletze die Konvention des Europarats zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten.





# Leserbriefe

## Zu „Ungehorsam in der Schule“

Bevor wir den Begriff „demokratischer Ungehorsam“ untersuchen, müssen wir uns fragen, was ist eigentlich „demokratischer Gehorsam“; denn jede Negation setzt ja Grundregeln und Prinzipien, ja eine Lebenseinstellung und Ideologie voraus, von deren Richtlinien aus wir etwas als negativ beurteilen.

Die Richtlinien, von denen wir ausgehen, heißen Toleranz und Gleichheit, die Ideologie, die wir vertreten, heißt Demokratie, und die Grundregel für jeden Demokraten muß der Gehorsam der Demokratie gegenüber sein. Erst wenn wir diese Grundsätze als unsere Pflicht anerkennen und akzeptieren, erhalten wir das Recht zur Kritik, zum demokratischen Ungehorsam, der aber niemals ein Ungehorsam der Demokratie gegenüber sein darf. Es darf kein wilder Ungehorsam sein, sondern er muß sich immer an die demokratischen Spielregeln halten. Wir müssen erst bejahen, unsere Demokratie bejahen, unser Grundgesetz achten, unsere Gesetze respektieren, die Spielregeln unseres demokratischen Lebens einüben, den demokratischen Gehorsam erlernen, dann haben wir das Fundament, um einen demokratischen Ungehorsam praktizieren zu können. Wenn die wichtigste Aufgabe einer demokratischen Schule die Erziehung zum Ungehorsam sein soll, so ist damit meiner Ansicht nach der zweite Schritt vor dem ersten getan. Die Schule kann nur versuchen, uns die Regeln der Demokratie zu lehren, uns zum Gehorsam der Demokratie gegenüber anzuhalten. Der demokratische Ungehorsam ist ein weiterer Schritt, der einen reifen Demokraten voraussetzt.

An Deiner Rede, Karin (verzeih das Du einem Gleichaltrigen), stört mich, daß immer nur von dem Recht zur Kritik, der Pflicht zum Ungehorsam geredet wird, also nur von dem Recht und der Pflicht, etwas zu negieren, nie von dem Recht und der Pflicht, etwas zu bejahen und zu respektieren. Du gibst Parolen aus wie: „Demokratie bewußt machen, heißt junge Menschen dazu zu erziehen, kritisch, skeptisch, nüchtern und – ungehorsam zu sein.“ Meinst Du wirklich, daß Kritik, Skepsis und Ungehorsam genügen, um das Wesen der Demokratie begrifflich zu machen? Verstehst Du den demokratischen Ungehorsam als eine demokratische Pflichtübung? Meinst Du, mit Negation allein könne man zu dem Aufbau und der Erhaltung der Demokratie beitragen?

Wo hast Du in Deiner Rede etwas über den Beitrag gesagt, den wir unserem Staat, unserer Umwelt, unserer Demokratie schuldig sind? Du hast nur über Rechte geredet, und wenn Du über Pflichten sprachst, war diese Pflicht auch wieder ein Recht; das Recht zum Ungehorsam, ein Recht, das erst durch die Pflicht des Gehorsames unserer Demokratie gegenüber erworben werden kann. Dieser Gehorsam ist kein Kadavergehorsam, sondern er ist die freiwillige Haltung, die das Individuum seiner Umwelt

und ihren Gesetzen schuldet. Wir müssen es lernen, als freie Menschen uns unter eine Ordnung zu stellen und die Kritik an dieser Ordnung in tätige Mitarbeit umzumünzen.

Es gibt so viele Menschen, die sich über die Konventionen der Gesellschaft, über alberne Vorschriften, über Verbotstafeln an jeder Straßenecke aufregen.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, sich mit diesen, ach so einengenden Gesetzen und Schranken auseinanderzusetzen: Man kann resignieren, man kann revoltieren, demonstrieren, demolieren, und man kann versuchen, diese Gesetze, diese Spielregeln des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens zu erlernen; denn nur den engen Konventionen ein, der sie nicht beherrscht.

**Thomas Nagel**  
19 Jahre

In der „aufwärts“-Ausgabe vom 15. August 1967 las ich die Abiturrede von Karin Storch. Diese Rede hat mich angesprochen. Einige Gedanken dazu möchte ich hier äußern.

Warum sind wir gehorsam? Die Antwort auf diese Frage ist leicht zu finden für jeden, der vom Tod Benno Ohnesorgs gehört oder gelesen hat. Nun wird nicht jeder Ungehorsam auf so tragische Weise vergolten. Im Falle Ohnesorgs möchte ich die Schuld den überreizten Nerven eines übereifrigen, geängstigten Polizisten zuschreiben, den Nerven eines Mannes, der durch übervorsichtige, ängstliche und übertriebene Sicherheitsmaßnahmen dermaßen irritiert wurde, daß er im entscheidenden Augenblick nicht Herr der Situation wurde. Man sollte ihn nicht zur Rechenschaft ziehen. An seiner Stelle hätte jeder andere Polizist stehen können. Die Ursachen für derartige Reaktionen liegen, wie Karin Storch es richtig sieht, bedeutend tiefer.

Wir Deutschen sind stets gehorsam gewesen. Nur langsam gelingt es unserer Jugend, durch eigenes, selbständiges Denken politisch und menschlich zu reifen. Wie oft noch stoßen wir auf den Protest der älteren Generation, wenn wir eigene, freie Gedanken äußern, die den herkömmlichen Ansichten nicht entsprechen. Die Generation vor uns wurde zum Gehorsam ohne freies Denken erzogen, wir, die junge Generation, werden von ihr erzogen.

Dürfen wir ihr zum Vorwurf machen, daß sie sich fürchtet, Widerstand gegen Regeln und Gesetze zu leisten? Bedenken wir doch, daß sie noch teilweise in der frühesten Vergangenheit lebt, in einer Zeit, als freies Äußern der eigenen Meinung unmöglich war. Uns, der Jugend, ist es – wenn auch noch unter erheblichen Schwierigkeiten – gegeben, uns davon zu lösen. Deutscher Staatsbürger sein bedeutet nicht, mit Scheuklappen durchs Leben gehen zu müssen.

Nahe beim Gehorsam, bei der Furcht vor Widerstand, liegt der Gleichmut. Am Anfang fürchten wir uns, mutig zu sein, uns zu unserer Überzeugung zu bekennen. Später werden wir gleichgültig. Leicht wird man es müde, ohne ein offenes Ohr, ohne Erfolg nur im stillen zu kämpfen. Und überkommt uns schon die

Gleichgültigkeit, sind wir unseres kleinen Restes an Freiheit bald völlig beraubt. Uns bleiben in der Zukunft nur zwei Möglichkeiten. Wollen wir ein Leben in Freiheit, ob in persönlicher oder politischer, bedarf es unseres wachen Verstandes, unseres Widerstandes. Sind wir jedoch nicht in der Lage, uns zu Ungehorsam, wie Karin Storch es nennt, aufzuraffen, fehlt uns der Mut, so können wir keine vollständige Freiheit erwarten, da wir sie ohnehin nicht wahrnehmen.

Ist Ungehorsam also notwendig? Ich möchte unterscheiden zwischen Ungehorsam und objektivem Urteil. Viele großangelegte Demonstrationen der Studenten verursachen nur Krawall und Lärm. Veranstaltungen, durch welche die Öffentlichkeit nicht nur gestört, sondern gefährdet wird, halte ich für falsch, sie verfehlen das angestrebte Ziel, werden nur als Ruhestörung und ungehemmte Emotion einer zügellosen, überspannten Klasse gewertet, die nichts anderes im Sinn hat, ständig anderer Meinung als die Gesellschaft zu sein. Ich bin nicht gegen öffentliche Demonstrationen, solange sie ihr Ziel im Auge behalten, wenn sie nüchtern und mit klarem Verstand durchgeführt werden.

Was ist Mut? Die einen nennen sie Aufreißer, die anderen bezeichnen ihr Verhalten als Mut. Ich neige dazu, beide Aussagen als unrichtig, für den Großteil der Demonstranten als unzutreffend zu halten. Es ist kein Mut notwendig, gemeinsam mit einer größeren Gruppe, mit deren geistiger Haltung man sich identisch glaubt, seine Einstellung zu einer Sache, seine verneinende innere Haltung gegenüber einer Staatsform zu bekunden, sich mit Gleichgesinnten gegen alles Konventionelle öffentlich aufzubauen, ja, mit den Ordnungshütern des Staats in Konflikt zu geraten. Man ist sich doch der gleichen Lage seiner Gesinnungsgenossen bewußt. Mut bedeutet für mich, als Einzelgänger der Gesellschaft persönliche Ansichten darzulegen, Mißbilligung irgendwelcher reformbedürftiger Zustände – ganz gleich ob politischer oder gesellschaftlicher Natur – nicht durch viel Lärm und ungehöriges, störendes Benehmen in der Öffentlichkeit zum Ausdruck zu bringen, sondern durch klare und objektive Darlegung der Tatsachen das für Staat und Gesellschaft, für die Gewährleistung der Freiheit Gefährliche einer bestimmten Form.

Ich halte die Rede von Karin Storch für mutig und richtig. Sie hat durch ihre Äußerung nicht nur ihre Mißbilligung darüber ausgesprochen, daß gerade bei uns öffentlicher Widerstand wie im Falle eines Berliner Studenten tragische Folgen nach sich zieht. Karin Storch bekennt sich offen zur Gedankenfreiheit und Äußerung seiner Anschauungen. Für besonders gut gewählt halte ich den Ausdruck ihrer Ansprache, nicht rebellierend, aber doch mahnend, nicht aufrührerisch, so doch offen und ehrlich. Ihren Worten kann niemand den Vorwurf der Voreingenommenheit oder Überspanntheit machen. Jeder fühlt sich mit einer Darlegung konfrontiert, die nicht Ablehnung, sondern Mitdenken hervorruft. Dies ist wohl die hoffnungsvollste und fruchttragendste Art der Demonstration.

Ich glaube, wenn viele junge Menschen dem Beispiel Karin Storchs folgen werden, so ist die Gefahr einer Freiheitsunterdrückung gebannt.

**Helma Neu**  
19 Jahre

Zu Ihrer veröffentlichten Abiturrede von Karin Storch,

„Erziehung zum Ungehorsam als Aufgabe einer demokratischen Schule“, braucht nichts hinzugefügt zu werden. Hoffentlich finden sich viele künftige Abiturientensprecher bereit, ähnliche „ungehorsame“ Reden zu halten. Die Schulverwaltungen und ihre Dezenten könnten damit endlich einen Erfolg ihrer demokratischen Erziehungsmethoden verbuchen.

**Adolf Miesczalok**  
Studienprofessor

Die Gedanken Karin Storchs über demokratischen Ungehorsam decken sich im wesentlichen mit meinen Vorstellungen. Eine Demokratie benötigt ein gesundes Mißtrauen, Ungehorsam gegen verfassungsfeindliche Handlungen einer Staatsgewalt. Karin Storch hat völlig recht mit ihrer Darstellung, die Grundlage untertänigen Geistes wird in der Schule geschaffen. Wenn hier versäumt wird, demokratisches Bewußtsein zu erziehen, dann besteht eine sehr große Gefahr für den Bestand unserer Demokratie. Das zeigt sich in der Bundeswehr, das zeigen die Stimmenanteile der NPD, das zeigt die 1. Lesung der Notstandsverfassung (und hierzu vorher die jahrelangen Versuche der Bundesregierung). Sind sich die Lehrer dieser hohen Verantwortung bewußt? Wer anders kann demokratisches Bewußtsein wecken als die Schule? Welche Eltern interessieren sich für Politik? Wie wenig junge Leute kommen aus eigenem Anstoß zur demokratischen Gesinnung?

Wie gut, daß z. B. die Gewerkschaften auf diesem Gebiet Großes leisten, aber der Erfolg ist meiner Meinung nach gering: denn mit 19 bis 20 ist für viele junge Leute das Auto oder ähnliches wichtiger als Politik. Deshalb bleibt nur die Schule als wesentlichster Erzieher in Sachen Staatsbürger, weil zu viele Eltern mit ihrer Gleichgültigkeit versagen.

**Heinz Stephan**  
20 Jahre

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Postfach 409. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln



# Berufe im Wandel

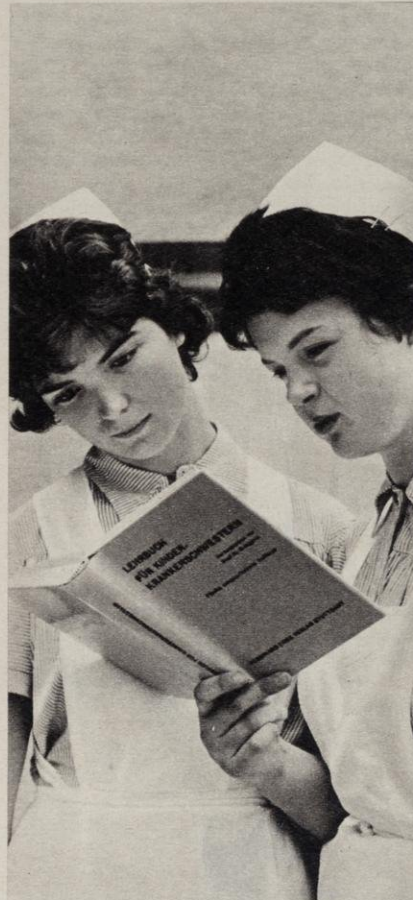
## Wir stellen vor: Die Krankenschwester

Technik und wissenschaftliche Forschung verändern heute täglich unser Leben. Berufe, heute noch als eine sichere Existenzgrundlage empfunden, werden es morgen schon nicht mehr sein. Untersuchungen des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften ergaben, daß in Zukunft – bedingt durch fortschreitende Mechanisierung und Automatisierung – der Bedarf an weiblichen Arbeitskräften im Büro und in der Verwaltung sehr zurückgehen wird. Die Aufstiegschancen innerhalb dieser Berufssparten werden für Frauen immer geringer. Junge Mädchen werden sich also nach neuen Berufsmöglichkeiten umsehen müssen, die ihnen heute Aufstiegschancen und eine sichere Existenzgrundlage bieten.

### Warum sollte es nicht der Beruf einer Krankenschwester sein?

Automation, Kybernetik und Computer halten auch in unsere Krankenhäuser Einzug. Neue, andere Anforderungen werden an Ärzte, Schwestern und Pfleger gestellt.

Eine neue Generation von Menschen mit anderen Welt- und Wertvorstellungen und einer anderen Einstellung zum Leben und dem, was es lebenswert macht, zieht in sie ein. Fortschreitende technische Entwicklung und wissenschaftliche Forschung aber gehen Hand in Hand mit neuen Anforderungen an den Menschen. Sie zu meistern und nicht vor ihnen zu kapitulieren, erfordert eine gründliche, der neuen Entwicklung angepaßte Ausbildung. Neue Anforderungen



an einen alten Beruf bedeuten aber auch, daß dieser sein Gesicht vollkommen verändert und damit auch für Menschen interessant wird, die sich früher nicht für ihn entschieden haben. Damit wird ein ganz neuer Personenkreis mit andersgearteten Wertvorstellungen und einem anderen Weltbild Mitpräsentant dieses Berufes, der dann langsam auch das Berufsbild entsprechend seinen Wert- und Lebensvorstellungen verändert. In der breiten Öffentlichkeit aber überlebt das alte Berufsbild das neue oft um Jahrzehnte.

Das Berufsbild der Krankenschwester ist ein gutes Beispiel dafür. Noch immer sehen heute viele Menschen diesen Beruf mit den Augen ihrer Großeltern. Trotz technischer Entwicklung und neuester medizinischer Erkenntnisse hat sich da nicht viel geändert. Persönlich möchten sie zwar, daß ihnen alle diese Erkenntnisse zugute kommen, ihnen das Leben verlängern und sie von ihren Leiden beilen, aber daß das gleichermaßen auch Veränderungen, veränderte Anforderungen für die Menschen mit sich bringt, die ihnen diese Dinge zugänglich machen, sie also bei ihnen anwenden, das nehmen sie fast nie wahr. In ihrem Bewußtsein ist Krankenschwester immer noch gleich Diakonisse oder Nonne, gleich weltabgewandtes Dasein ohne persönliches Leben.

Wie aber sieht dieser Beruf, denn ein solcher ist es heute, wirklich aus?

Krankenschwester ist in unserer Zeit ein vielseitiger, interessanter und sehr moderner Beruf. Durch wissenschaftliche Forschung und technische Entwicklung

hat dieser Beruf viele interessante neue Aufgaben neben der allgemeinen Krankenpflege gefunden. Man kann sich spezialisieren. Z. B. für den OP-Saal, die Anästhesie oder Endoskopie. Die Ausbildung dauert drei Jahre und umfaßt folgende Unterrichtsfächer: Anatomie und Physiologie, Hygiene und Desinfektion, Physik, Chemie und Biologie, Pädagogik und Psychologie, Krankheitslehre, Medikamentenkunde, Diätetik, Instrumenten- und Apparatkunde. Sie endet mit dem Staatsexamen.

Während der Ausbildung erhält die Schwesternschülerin, die ein Ausbildungsverhältnis mit dem öffentlichen Dienst hat, seit dem 1. Januar 1967 eine Vergütung von

350,- DM im 1. Jahr

390,- DM im 2. Jahr

460,- DM im 3. Jahr.

Nach bestandenen Staatsexamen beträgt ihr Anfangsgehalt durchschnittlich 700,- DM.

Freizeit, Urlaub und Dienst sind genauso geregelt wie in jedem anderen Beruf. Auch für Krankenschwestern gilt heute die 47-Stunden-Woche.

Krankenschwester ist heute ein Beruf mit Zukunft, in dem man gut verdient, gute Aufstiegschancen hat und der krisenfest ist.

Etwaige Nachfragen sind zu richten an:

Bund freier Schwestern  
Gewerkschaft Öffentliche Dienste,  
Transport und Verkehr  
- Bezirksverwaltung Nordwest -  
23 Kiel, Kleiner Kuhberg 4 I.

Hiltrud Budke

## Berufliche Fortbildungsbeihilfen

Keiner kann wohl mit gutem Gewissen behaupten, daß der Bildungswillige hierzulande während seines Studiums besonders belohnt wird. Wer beispielsweise den Vorbereitungskurs für eine Meisterprüfung oder einen Technikerlehrgang ablegt, spürt sicher am kleineren Geldbeutel, daß der Fleiß seinen finanziellen Preis hat. Straßenbahn- oder Benzinkosten, Kursgebühren, Büchergelder und schließlich der drohende Verdienstausschlag, dies alles hält viele von einer beruflichen Weiterbildung ab. Deshalb ist dann jede Unterstützung – sei sie auch noch so bescheiden – willkommen.

Zu den finanziellen Erleichterungen zählt beispielsweise die berufliche Fortbildungsbeihilfe. Im allgemeinen gibt es Geldzuschüsse, wenn folgende Voraussetzungen zutreffen: Die Kurse müssen einzig der beruflichen Fortbildung dienen. Ob die Schulstunden über den ganzen Tag verteilt sind oder nur am Abend stattfinden, spielt nur für die Höhe der Beihilfen eine Rolle. Selbst bei Fernstudium, also einer Briefschule, gibt es unter Umständen Zuschüsse. Entscheidend ist jedoch, ob der Lehrgang im sogenannten Förderungsprogramm steht. Deshalb ist zu empfehlen: Wer einen Antrag auf Fortbildungsbeihilfen stellen will, soll sich vorher darüber unterrichten, ob der geplante oder schon beschrittene Studiengang förderungswürdig ist. Die Schulleitung kann darüber bestimmte Auskunft

geben. Als weitere Voraussetzungen für die besagten Beihilfen gilt: Der Antragsteller muß eine bereits abgeschlossene Berufsausbildung hinter sich haben und mindestens zwei Jahre Praxis nachweisen können. Mit anderen Worten: Von einem Schlosser, der seine Meisterprüfung anstrebt, verlangt man drei Lehrjahre und zwei Gehilfenjahre. Eine berufsfremde Tätigkeit wird nicht angerechnet. Wer keinen Gehilfenbrief vorzeigen kann, muß schon sieben Berufsjahre aufweisen können, um in den Genuß der Zuschüsse zu kommen. Unter Umständen kann diese Frist etwas verkürzt werden. Bei Abend- und Fernunterricht genügt hingegen schon eine einjährige Berufspraxis.

Nun etwas über die Höhe der Beihilfen, die aus regelmäßigen Zuschüssen, die man nicht wieder zurückzahlen braucht, und aus zinslosen Darlehen bestehen. Ein Buchdrucker etwa, der in einer Großstadt lebt und dort eine graphische Akademie besucht, bekommt 220 Mark im Monat für sich selbst. Ist er verheiratet, erhöht sich der Betrag um weitere 135 Mark. Für die ersten zwei Kinder, die er ernähren muß, erhält er monatlich je 60 Mark. Liegt die Wohnung über 40 Kilometer von der Schule entfernt, steigert sich die Beihilfe um einiges. Wer es fertigbringt, neben seinem ganztägigen Studium noch zu arbeiten, muß allerdings

damit rechnen, daß das Einkommen, falls es 200 Mark übersteigt, angerechnet wird. Der eigene Verdienst schmälert also die staatlichen Beihilfen. Gleiches gilt für das Einkommen des Ehegatten. Verdient die Frau beispielsweise über 135 Mark, dann rechnen die Behörden jede weitere Mark zur Hälfte ab. Die entstehenden Fahrtkosten können im Einzelfall teilweise durch weitere Zuschüsse gedeckt werden. Soweit einige Bestimmungen, die bei einem ganztägigen Unterricht gelten.

Bei Abend- und Fernschulen liegen die Zuschüsse natürlich niedriger, da in diesen Fällen nur selten ein Verdienstausschlag zu verzeichnen ist. Für Lehrgangsgebühren und Schreibwarenkosten bekommt man hier im Monat bis zu 30 Mark. Außerdem gibt es noch Beihilfen für Arbeitnehmer, die eine Abschlußprüfung nachholen und für Frauen, die wieder ins Berufsleben zurückkehren wollen. Genaue Auskünfte und Hinweise über alle angeführten Fortbildungsbeihilfen gibt das Arbeitsamt des jeweiligen Wohnortes. Die Anträge für die Zuschüsse müssen ebenfalls beim Arbeitsamt gestellt werden.

Karl Jörg Wohlhüter

## Lerne glücklich lieben

Junge Menschen haben ein Recht auf Liebe. Doch wer unterweist sie in der Kunst, von der das Glück und die Erfüllung des Lebens abhängt? Die Eltern können es oft nicht, die Lehrer geben sich damit nicht ab. Und die Vorgesetzten im Betrieb? Wer ist wirklich ehrlich und behutsam von den Erwachsenen?

Lerne glücklich lieben... Das vermittelt nicht die Anzeigenspalte der Soraya-Presse. Schlüpfrige Literatur erwirkt oft genau das Gegenteil. „Lerne glücklich lieben“, heißt ein neues Buch von Christoph Vollmer, das der Marion von Schröder-Verlag in Hamburg herausbrachte, 221 Seiten, 9,80 DM. Dieses Buch ist empfehlenswert für junge Leser. Es gibt sachliche und saubere Aufklärung über: Erotik bei Kindern, Pubertät, Geschlechtsorgane, Menstruation, Impotenz, Casanovas und Mauerblümchen, Küssen, Unschuld, Frigidität, körperliche Vereinigung, Wunschkind, Partnerschaft in der Ehe. Junge Menschen sollten es lesen.

H. B.



# Der Kilometerzähler

Von Paul Schallück

**M**ein neuer Roman trägt den Titel „Don Quichotte in Köln“. Die Hauptfigur, eine donquichottische – oder donqu-idiotische Erscheinung mit Namen Anton Schmitz, ist ein Rundfunkredakteur. Sieben Jahre lang hat er über den Sender von all den schönen und humanen Dingen, Ideen oder Idealen sprechen lassen, die wir alle für dieses Leben hier wünschen. Er hat Untersuchungen, Analysen, Episteln, Predigten, Gedanken zur Zeit und Mahnungen, menschlich zu sein in dieser technischen Welt, sprechen lassen oder selber gesprochen.

Am Aschermittwochmorgen bricht er aus seiner sozusagen theoretischen Existenz aus. Er will nicht mehr nur reden über Humanität, er will sie verwirklichen, durch Leben zur Wahrheit ergänzen. Begleitet von seinem skeptischen Freund, dem Tontechniker Peter Scheel, versucht er, die humanitären Forderungen in einer Großstadt zu verwirklichen. Er zieht durch die Stadt und sucht nach Möglichkeiten, menschlich zu sein und zu handeln.

„Doch die Verhältnisse, die sind nicht so.“ Sie vereiteln sein Vorhaben immer wieder. Was er denkt, ist richtig, wir akzeptieren es alle, auch der junge Mann, der die Geschichte dieses heutigen Don Quichotte zu Papier bringt. Doch wenn er handelt, schießt er um Zentimeter, manchmal nur um Millimeter am Ziel vorbei. Er gibt denen zu trinken, die hungrig sind, er gibt denen zu essen, die Durst haben. So ungefähr. Also wird er zum Narren, zu einem Don Quichotte. Und ganz normal, wie wir es sind, ist er ja wirklich nicht. Er glaubt doch wahrhaftig an das, er nimmt wörtlich, was wir sagen. Und das kann doch einfach nicht normal sein. Oder?

Vermutlich hat mich diese Situation, die täglich spürbare Diskrepanz zwischen Wort und Verwirklichung, zwischen Reden und Handeln diesen humoristisch-satirischen Roman schreiben lassen. Genau weiß ich es nicht. Vielleicht aber ist die Don Quichotterie auch meine eigene Situation? Also Selbstironie?

Wie auch immer, der Leser muß entscheiden. Ich ziehe mich zurück. Ich ziehe mich sogar noch hinter den jungen Erzähler dieses Romans zurück, der im elften Kapitel das folgende Abenteuer des KÖLNER DON QUICHOTTE erzählt:

**D**u bist der Boß, dir steht das neue Fahrrad zu, sagte Peter Scheel, der Freund. Anton Schmitz akzeptierte ohne Widerrede, wenn auch nur mit einer scheuen Selbstverständlichkeit.

Und wie Herr Antonius Schmitz auf sein Fahrrad stieg, das haben meine lebenswürdigen Leser, Pfefferminzschokolade mummelnd oder den Fernsehknochen unter dem Nacken auf der häuslichen Mattscheibe oder blättern in dem Bildband, der über den Kölner Don Quichotte herausgebracht wurde, mehrmals gesehen. Dabei wird Ihnen, wie ich vermute, nichts Ungewöhnliches aufgefallen sein. Dennoch behaupte ich, daß Anton Schmitz nicht wie Sie und ich aufs Rad zu steigen pflegte. Nicht einfach so. Was immer er tat oder sagte in diesen Monaten, stets

geriet es ihm ein bißchen zu hoch, zu ausdrucksvoll. Einmal wenigstens muß ich versuchen, sein Aufsitzen angemessen zu beschreiben. Denn Anton Schmitz wird in meinem Bericht auf diese, auf seine Weise noch etliche Male aufs Rad steigen. Bitte, merken Sie sich diese Seite, legen Sie einen Zeitungszipfel hinein oder einen Wollfaden, und blättern Sie hierher zurück, wenn ich künftig wortkarg sage: Anton stieg auf sein Fahrrad. Nämlich so:

Er tritt vor das rad und betrachtet mit kritischen blicken sein stahlroß das hafer nicht braucht und nicht wasser nur alle paar monde ein tröpfchen geschmeidigen öles er streichelt den ledernen sattel legt drauf sein gewicht um die federn zu prüfen und ob sie ihn tragen den schwächigen langen er mißt auch die höhe des sattels die höhe des lenkers nun greift er die griffe und dreht sie versucht sie zu drehen doch siehe sie geben dem druck seiner hände nicht nach und sieht auf der blitzenden lampe 'nen flecken den reibt mit dem daumen er weg und mit hilfe von spucke dann preßt er den ballen der hand auf den reifen des vorderen rades und fest stellt er fest gleich das gleiche noch einmal beim hinteren pneu und zufrieden nickt er dem scheel der schon seinen rostigen esel besprungen dann hebt er den linken der füße und stellt ihn bedächtig aufs linke pedal so hält er sich fest

einen augenblick lang dann wirft er mit wackligem schwing das rechte der beine von rückwärts hinüber und schwankt noch und sucht das verlorene pedal und findet es schließlich und steht im geschirr leicht stolz und leicht wirr jetzt dreht er den lenker mit lässigem schlenker und klingelt die klingel und bremst seine bremse zur hand prüft auch den rücktritt für not vor ampeln bei plötzlichem rot und wirft auf den rücken das will nicht gleich glücken des sprechrohrs pappene hülle mit der botschaften fülle wirft den kopf zurück schließt die augen in erwartetem glück formt die fauste zu ballen hebt läßt sie fallen nun stößt von der mauer er ab setzt sich in trab tritt in die weichen dem peter zum zeichen blickt sich nicht um blickt voraus strampelt stumm.

Würdevoll, ein herrschaftlicher Gesundheitsfahrer, so saß Anton Schmitz auf seinem neuen Fahrrad. Der kürzere Peter lag krumm auf seiner alten Schaukel, der Sattel war zu niedrig eingestellt, seine Knie stießen an die Lenkstange, er mußte die Schenkel spreizen. Anton trat kräftig in die Pedalen, Peter zockelte hinterher und japste, über die Neußer Straße, rechts am Bordstein entlang. Mit geforderten Handzeichen bog Anton auf den Ebertplatz ein, überquerte ihn langsam, immer brav anzeigend, in welchen Bögen er fahren wollte, und quer über die Straßenbahngleise, um nicht darin stecken zu bleiben, dann auf den Eigelstein zu. Das mittelalterliche Tor umfahrend, bog er in die Basarstraße ein, und Freund Peter wackelte hinterdrein.

Auf dem Eigelstein wimmelte es von Frauen, Kindern und Männern mit Schaufensterblick und Einkaufs-Taschen-Tüten-Beuteln zur Hand oder auf Rollwägel-



chen. Das spülte durch Türen und wieder heraus, querte den Fahrdamm krumm und gerade und fühlte sich König. Anton und Peter mußten ihr Tempo drosseln, anhalten, wieder anfahren und stoppen, mit dem Fuß Halt suchen, mit ihren Schuhspitzen im Abfall der Könige, anfahren und schließlich absitzen.

Moment, Anton, ich hab da eine grandiose Idee, sagte Peter Scheel. Wir könnten einen Kilometerzähler gebrauchen. – Was könnten wir gebrauchen? – Hier gibt's bestimmt einen, einen Kilometerzähler, dann wissen wir, was wir so zurücklegen.

Mitleidig und erzürnt sah Anton den Peter an und faßte sich beidhändig an den Kopf, während seine Knie das Rad hielten, und sagte: Die Idee eines Narren! Was meinst du, Pitter, warum wir aufgebrochen sind? Um einen Kilometerzähler zu kaufen? Du schäler Jeck! Bleib hier stehen bei den Rädern. Ich gehe hinein.

Gehorsam blieb Peter Scheel bei den Fahrrädern stehen, während Anton hineinging, nachdem er mit dem Zeigefinger an den Knöpfen des Anoraks entlanggefahren war, den Sitz der Krawatte mit spitzen Fingern geprüft und sich gestraft hatte. Peter rauchte. Er hatte die Zigarette zur Hälfte geraucht, da hörte er Gemurmel in der Kaufhalle, dann lautes Gerede und dazwischen den Hallton des Megaphons, aber er verstand nicht, was Anton Schmitz den Leuten verkündete; Geschrei darüber und Weinen von Blagen darunter, Gezeter von Frauenspersonen, jetzt eine schmutzige Brandung aus allem, die gegen Schaufenster schlug und zurückflutete, wieder anschwoll, und dann wurden die Flügeltüren aufgerissen, aufgehalten von einem jungen Mann und einer Frau, und Leute quollen heraus mit Gemurmel und irgendeiner Empörung, Geschimpf und Geschrei, mitten darin die Megaphonstimme des Anton Schmitz, aber nicht zu verstehen im Lautgequirle, und mit einer Woge, die wie geprobt ankam, wurde Anton herausgespült auf den Bürgersteig gedrängt, geschoben, gestoßen auch von Frauen und Männern und Verkäuferinnen in glänzenden Schwarzkitteln und hinternach sogar von Kindern, die sich gegen die Vorarbeiter stemmten, Dauerlutscher im Mund, Eiswürmchen in den Händen; ein wüstes Gesumse; auf die Straße geschwemmt wurde der Schmitz, eine Puppe, die auf Wasser schwimmt, und dann abgelagert direkt neben den Fahrrädern und vor Peters Füßen.

Einen Handschuh hatte Anton verloren, das sah Peter lächerlicherweise zuerst, die Krawatte war verrutscht, einen Knopf hatten sie ihm von der Jacke gerissen, unter seinem linken Auge war ein blauer Fleck, der schnell größer wurde, und auf seinem langen Rücken zog ein Eisklumpchen abwärts eine schlierige Schneckenlinie, unter dem gelben Seidenband her, an dem vor seinem eingefallenen Bauch die umgebastelte Kindertrompete baumelte, sein Sprechrohr; das war bis auf eine Beule unversehrt.

Selbstverständlich stiefelte sogleich ein Doppelpolizist zur Stelle. Und ein großer Mann in schwarzem Dienstanzug mit blauweißem Kavaliertüchlein und schwarzen Lackschuhen, ein Herr offensichtlich, mit rotem Gesicht auf breiten Schultern und mehligrauen Schläfen klärte die beiden Gestiefelten auf, draußen auf dem Bürgersteig inmitten der Menge, die sich nur langsam verließ. So etwa gab er den Vorgang wieder, ich folge dabei einer Reportage, die tags darauf in der Kölnischen Stadtrundschau zu lesen war: Wie's anfang, sagte der Mann, das weiß ich nicht, ich war in meinem Büro, wissen



Sie. – Dumm daher geredd hadder, sagte eine Frau. – Jedenfalls hörte ich, daß da was nicht stimmte, war ungewöhnlich unruhig in der Halle, das spürt unsereins ja sofort. – Ein Verrückter, meinchottnochmal, sagte ein älterer Mann, der schwer an seiner Tasche trug, da lohnt sich doch die chance Aufrechung nich. – Ich gehe also raus und sehe, daß sich da was zusammengeballt hat in der Süßigkeitenabteilung, und da sehe ich auch schon einen Kerl, eine Hand erhoben, in der anderen so eine Doppeltüte, aber die stammte nicht von uns, gestohlen hatte er also nicht, und da legte er wieder los. – Wat wollte der Mann, Mama? – Ich weiß et doch auch nit Kind. – Der redete auf die Leute ein, durch das Rohr, hatte sich auf eine Kiste gestellt und posante durch die Halle. – Wat hat der Mann jesagt, Mama? – Laß doch den Onkel reden, Kind. – Sklaven, sagte der, hast du, und dann kam einer unserer Artikel, dann brauchst du, und dann wieder Sklaven, Sklaven, und immer dasselbe: hast du, dann brauchst du, und einer unserer Artikel, und Sklaven, ich bitte Sie, Wachtmeister, ich traute meinen Ohren nicht, wir sind hier ja schließlich nicht im alten Rom, nicht wahr. – Mama, wat is dat, Schlawen? – Dat verstehst du noch nit, Kind. – Sklaven, rief der Kerl, ich bin gekommen, eure Ketten zu sprengen, ich will euch befreien. Ich ging also hin und wollte ihn ins Büro holen, aber der war von den Kunden eingekleilt. Beruhigen Sie sich, meine Herrschaften, sag ich zu den Leuten. – Is ja unerhört, Sklaven, mer lasse uns nit als Sklaven titulieren. – Der wollte uns doch partout beleidigen. – Wenn dat so is, dann jehen wir eben in einen anderen Laden. – Jaja, Herrschaften, lassen Sie mich doch mit dem Wachtmeister sprechen. Sie sehen ja selbst, die Leute fühlen sich beleidigt. Idiot rief einer, Blödmann, Kappeskopp und so weiter, sollen wir hungern, der ist wohl von der Heilsarmee, so ähnlich. Sklaven, rief der Kerl immer wieder, hast du, dann brauchst du und wo weiter, so ein Langer, so ein Dürrer, vielleicht ist der Ihnen schon mal begegnet, das macht der doch nicht zum ersten Mal, und war rot im Gesicht, und dann packte einer zu. Da bin ich ans Telefon. – Hm, sagte einer der beiden Wachpolizisten, hm, vielleicht doch nur so ein harmloser Bursche, bißchen übergeschnappt vielleicht. Halten Sie ihn denn für gefährlich? – Nun hören Sie aber mal, Herr Wachtmeister! Harmlos? Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst! Der war alles andere als harmlos, hätte er was geklaut, bitte sehr, kalkulieren wir ein, aber die Leute vom Kaufen abhalten, zehn Diebe sind mir lieber als einer von diesen. – Wo ist der Bursche denn geblieben? Warum hat ihn denn keiner festgehalten? Was sollen wir denn jetzt machen?, fragte der Polizist.

Anton war längst aufgestanden, Peter hatte ihn abgeklopft, mit einem Taschentuch gesäubert, zurechtgerückt. Dann hatten sich die beiden verdrückt auf ihren Fahrrädern, langsam, waren über den Eigelstein gefahren in Richtung Marzellenstraße, so unauffällig wie möglich, wie gewöhnliche Radfahrer mit einem guten Gewissen. Strampelten, blickten nicht links und nicht zur rechten Seite, wo die Kaschemmen geschlossen waren, durch die Unterführung, dann die Marzellenstraße hinunter bis zur Ampel. Da blickte Peter sich um. Niemand verfolgte sie. Bei Gelb über den Zebrastreifen, rechts eingebogen, zur Hauptpost, abgesattelt, zu Fuß über den Vorplatz, die Räder an der Hand, erst hinter dem Obststand hielten sie an.

Nun sag mal, Anton, was ist denn da eigentlich passiert?, fragte Peter. – Passiert?, sagte Herr Schmitz. Nun, ich habe den Leuten klargemacht, daß sie sich zu Sklaven erniedrigen lassen. Hast du ein Fahrrad, dann brauchst du einen Kilometerzähler, hast du einen Kilometerzähler, mußt du die Kilometer zählen, zählst du die Kilometer, leistet dein Fahrrad zu wenige davon, leistet dein Fahrrad zu wenig, dann brauchst du ein Motorrad, hast du ein Motorrad, dann regnet es zu oft, regnet es zu oft, brauchst du ein Auto, hast du ein Auto, brauchst du ein Autoradio, hast du ein Autoradio, dann brauchst du einen größeren Resonanzkasten, hast du einen größeren Resonanzkasten, könntest du dir einen Wohnwagen leisten,

motor, dann das Segelboot, dann den Wohnwagen, dann die Frau, ein bißchen bleibt übrig nach dem Verkauf des ersten Wagens, du kaufst dir ein Fahrrad, hast du ein Fahrrad, brauchst du einen Kilometerzähler, hast du einen Kilometerzähler, mußt du die Kilometer zählen und so fort bis an dein ausgedörrtes Ende, du Jeck! Siehst du, wohin dein Kilometerzähler dich führt, du schäler Scheel? Geraden Weges in die Sklaverei. Sklaven greifen nach dem, was sie nicht brauchen, was sie nur brauchen, weil ihnen eingesagt wurde, daß sie es brauchen. Die Leute haben mich verstanden. – Was gehen dich denn die Leute an, Anton Schmitz, es war doch nur so eine Idee von mir, das mit dem Kilometerzähler,

entgegen, wo immer es sich bieten würde in den Straßen dieser Stadt. Peter bat, erst einmal verschlafen zu dürfen. Anton gewährte es.

Also schoben die beiden ihre Fahrräder hintereinander her über die Straße, über die Verkehrsinsel und dann an den Bürgersteigrand, in die Gasse hinein und zur Rückseite von Sankt Andreas. Bei Herrn Schmitzens Biographen endet die Szene hier. In Wirklichkeit aber begab sich noch:

In der Tür des Kunstgewerbeladens quälte sich ein Transporteur mit einer großen gelben Kiste ab. Anton Schmitz sah das und bat seinen Freund, für einen Augenblick sein Rad zu halten. Dann nickte er dem Mann im Overall aufmunternd zu



hast du dir einen Wohnwagen geleistet, dann brauchst du ein Segelboot, hast du ein Segelboot, brauchst du einen Außenbordmotor, hast du einen Außenbordmotor, wäre eine Taucherausrüstung vonnöten, hast du eine Taucherausrüstung, brauchst du Glasvitrinen für deine Funde, hast du dir Glasvitrinen gekauft, wird deine Wohnung zu klein, wird deine Wohnung zu klein, suchst du dir eine größere Wohnung, hast du eine größere Wohnung gefunden, fehlt dir ein schöner Garten, hast du endlich eine Wohnung mit Garten, vermißt du einen Swimmingpool, hast du ein Schwimmbecken, brauchst du eine Frau, die bei Mond darin treibt, treibt eine Frau darin, brauchst du eine Warmwasseranlage, soll das Wasser gut warm sein, brauchst du eine neue Heizanlage, hast du sie dir anlegen lassen, brauchst du eine neue Garage, hast du sie dir gebaut an Sommerabenden, hat darin ein zweiter Wagen Platz, hast du einen zweiten Wagen, fährt deine Frau damit, fährt deine Frau damit, fährt sie auch fremd, fährt deine Frau fremd, gehst auch du aus Vergeltung, gehst du in die Fremde, stimmt deine Bilanz nicht mehr, du zählst in Nächten dein Guthaben, aber es ist ein Schlechthaben, du kannst die Raten nicht zahlen, bist pleite und dein Gehalt wird gepfändet, wird dein Gehalt gepfändet, entledigst du dich, stößt du ab, verkaufst du mit Verlust den zweiten Wagen, dann den Garten, dann die Glasvitrinen, dann deren Inhalt, dann die Taucherausrüstung, dann den Außenbord-

deswegen heirate ich doch nicht gleich, mußt du denn, also bitte, diese Urlaubswochen, Tünnes, aber dann, verlaß dich drauf, ich laß mich doch nicht von dir verrückt. . . . Die Leute haben mich verstanden. – Entschuldige, Anton, aber da habe ich einen ganz anderen Eindruck. – Der Eindruck, Peter, der täuscht. – Sag mal, Antönche, warst du es nicht, der mir da vor die Füße geworfen wurde wie ein nasser Sack? – Das ist unwichtig. Aber selbst daran kannst du ermaßen, wie sehr sie begriffen haben. Sie waren betroffen, ins Schwarze habe ich getroffen, in ihre schwarze Sklavenseelen. Ich habe sie angerührt, Pitter. Nichtberührte reagieren nicht, wie diese Leute reagiert haben. Ich verzeihe ihnen, was sie mir angetan haben, als ich ihre Ketten sprengte, ich danke ihnen dafür. Wir dürfen zufrieden sein mit unserer ersten Ausfahrt, Pitter.

Anton lächelte wie einer, der stolz ist. Peter wischte sich die Augen und schnaufte und fragte sich, worauf er sich eingelassen hatte und versprach sich noch einmal: diese zwei Urlaubswochen, aber dann, der Anton ist unberechenbar, der ist ja verrückt, du mußt ihm sagen, daß er Gefahr läuft, daß er nicht mehr weit davon entfernt ist, aber der macht sich nichts draus, wenn ihn einer verrückt oder so, wie wirst du mit ihm fertig werden? Peter war nicht glücklich.

Aber Anton wollte sofort weiterfahren in seinem Glück nach der gelungenen Sklavenerbefreiung, einem neuen Abenteuer

und sagte: einen Augenblick, faßte auf der Straßenseite mit beiden Händen den unteren Rand der Kiste und hob sie an, sie war nicht schwer, und versuchte mit allen Kräften, sie in die Haustür hineinzutransportieren; aber er bewegte sie nicht; der im Overall sagte: noch einmal, bitte; und Anton Schmitz packte noch einmal zu am unteren Rand; doch auch jetzt gewannen sie keinen Boden, kamen nicht in die Haustür hinein; da schimpfte der Transportarbeiter: Was ist denn heute los, verdammich, also nochmal, wenn Sie schon so freundlich sind, Herr; na klar, sagte Anton, drückte wieder in Richtung Haustür, wieder vergebens, setzte ab und sagte: Das schaffen wir nicht, am besten, Sie besorgen sich Rollen, wir beide kriegen die Kiste nicht ins Haus rein: der Arbeiter holte Luft und schrie den Herrn Schmitz an: Wat denn, rein?, raus soll das Biest, du Idiot, und Herr Schmitz zuckte mit den Schultern, duckte sich, schlich zu seinem Fahrrad zurück, schob es rasch ein paar Meter weiter, bat seinen Freund, die Räder zusammenschließen und verschwand in einer Wirtschaft.

Paul Schallücks Roman „Don Quichotte in Köln“ ist beim S. Fischer-Verlag in Frankfurt erschienen.

Illustrationen: Joachim Braatz



# Das Beispiel der Studenten

Von Werner Spanehl

Rudi Dutschke und seine gleichgesinnten Freunde, die den Springer-Konzern enteignen, unsere Gesellschaft verändern und der Arbeiterschaft die vom Wohlstandshonig verklebten Augen öffnen wollen, werden es nicht leicht haben, über eine winzige Minderheit hinaus sich verständlich zu machen. Jedoch sollte, was sie bisher bewirkt haben, nicht gering eingeschätzt werden. Sie haben namhaften Publizisten und Wissenschaftlern das Stichwort für Analysen, Polemiken und Glossen geliefert; sie haben, was man an den Auflagen dieser Werke ablesen kann, einige tausend Deutsche angeregt, sich mit den Schriften des Philosophen Herbert Marcuse zu beschäftigen; sie haben eine Flut von Gesprächen, Berichten und Kommentaren in der Presse, im Rundfunk und Fernsehen ausgelöst; sie haben, kurz gesagt, die Öffentlichkeit provoziert und Schlagzeilen gemacht. Daß ihre Aktionen sich damit erschöpft haben, läßt sich schon heute mit guten Gründen bezweifeln. Daß ihre revolutionären Ansichten spätestens in einem gutbezahlten bürgerlichen Beruf sich verflüchtigen werden, ist einstweilen nur die vage Vermutung einiger saturierter Bürger, die sich eine andere Entwicklung nicht vorstellen können. Wie auch immer: Die Berliner Ereignisse haben ein Unbehagen hinterlassen, dem außerordentlich schwer beizukommen sein wird. Wenn die Studenten, beispielsweise, für die Wiedereinführung der Monarchie demonstriert hätten, wäre die öffentliche Kritik ihnen wahrscheinlich mit nachsichtiger Milde begegnet: demokratisch erhobener Zeigefinger plus Wohlwollen, so ungefähr. Wenn nicht die Studenten, sondern die Gewerkschaften sich radikal gebärdet hätten, wäre man ihnen zwar nicht mit nachsichtiger Milde begegnet, aber man hätte wenigstens gewußt, woran man ist. Was die Sache problematisch und viele Leute fassungslos macht, ist nicht die ausgebrochene Radikalität an sich, sondern die Tatsache, daß sie von den Studenten vertreten wird. Das wirft überkommene Vorstellungen über den Haufen. Linke Studenten: das ist in diesem Lande schon fast ein Sakrileg.

## II

Man wird sich jedoch damit vertraut machen müssen, daß eine aktive Minderheit der politisch engagierten Studenten unsere gesellschaftliche Ordnung nicht für die bestmögliche hält. Es ist zwar richtig, daß die soziale Utopie, der die jungen Akademiker sich verschrieben haben (sie ist in den Werken Herbert Marcuses und Paul A. Barans zu finden), konkrete Vorstellungen, wie diese erstrebenswerte Gesellschaft der Zukunft denn funktionieren sollte,



Foto: H. R. Uthoff

vermissen läßt; es ist jedoch nicht zu leugnen, daß die Schwächen und Widersprüche unserer Art von Demokratie (auch der bolschewistischen übrigens) selten mit so viel Geist und Schärfe bloßgelegt worden sind. („Im Namen von Erziehung, Moral und Psychologie entrüstet man sich laut über die Zunahme der Jugendkriminalität, weniger laut über die Kriminalität immer mächtigerer Geschosse, Raketen und Bomben – das reifgewordene Verbrechen einer ganzen Zivilisation.“ So Herbert Marcuse in seinem berühmten Essay „Repressive Toleranz“, der uns den Kern seines Denkens nahebringt.) Hier wird das Unbehagen, das viele Bürger dieses Staates, ohne es konkret ausdrücken zu können, schon seit langem spüren, artikuliert und beim Namen genannt. Für die überwältigende Mehrheit unseres Volkes sind das freilich Ketzerien. Die Springer-Presse scheut keine Mittel, um ihre Leser täglich glauben zu machen, sie hätten sich allein dadurch, daß sie in diesem Teil Deutschlands leben, die Anwartschaft auf einen Platz im Paradies gesichert. Und da die Verhältnisse in der DDR, aufs Ganze gesehen, miserabler sind

als die hiesigen, bieten sie eine glänzende Handhabe, um das eigene System zu verherrlichen. Der Antikommunismus wird dargeboten, als ob er ein untrügliches Merkmal der Freiheit wäre.

## III

Das ist nicht immer so gewesen. Ende der fünfziger Jahre wurde Springers Aushängeschild „Die Welt“ nicht müde, in den Leitartikeln von Hans Zehrer darauf hinzuweisen, daß die geistige Auseinandersetzung mit der Linken uns noch bevorstehe. Es wäre naiv anzunehmen, das Problem hätte sich mit dem Verbot der KPD von selbst erledigt. Der in der DDR praktizierte Kommunismus ist für die radikale Linke so wenig akzeptabel wie die hier praktizierte Spielart des Kapitalismus, der sich auszeichnet durch die „Nachsicht gegenüber der systematischen Verdummung von Kindern wie von Erwachsenen durch Reklame und Propaganda, die Freisetzung von unmenschlicher zerstörender Gewalt in Vietnam, das Rekrutieren und die Ausbildung von Sonderverbänden, die ohnmächtige und wohlwollende Toleranz gegenüber unverblütem Betrug beim Warenverkauf, gegenüber Verschwendung und geplantem Veralten von

Gütern . . .“ (Herbert Marcuse). Tatsächlich scheint es zu all dem keine Alternative zu geben. Als wir die Phase der Nazi-Diktatur mit Hilfe der totalen Niederlage hinter uns gebracht hatten, waren wir froh, der Hölle entronnen zu sein. Wir stürzten uns mit solcher Begeisterung in die Segnungen der Demokratie, daß diese empfindliche Staatsform von Stund an gänzlich unproblematisch wurde. Die Parteien etablierten sich; wir auch. Es genügte uns zu wissen, daß wir Arbeit hatten, alle vier Jahre geheim wählen durften und ansonsten in Ruhe gelassen wurden. „6,43 Millionen Männer und 4,3 Millionen Leserinnen informieren sich täglich durch Bild“ (Eigenanzeige der „Bild-Zeitung“) und beweisen uns damit, auf welchem Bildungsniveau unsere Wähler stehen. Diese elf Millionen Konsumenten idiotischer Nichtigkeiten meistern die Probleme dadurch, daß sie ihre Existenz nicht zur Kenntnis nehmen.

## IV

Ist es eigentlich so verwunderlich, daß diese Konsumentenmentalität auch unsere Politik beherrscht? Man nimmt, was einem geboten wird. Die Auswahl ist zwar nicht groß, aber sie wird uns mit ungeheurem Aufwand und ausgeklügelter Raffinesse angepriesen. Forderungen, die den Rahmen der selbstaufgelegten Harmonisierung zu sprengen drohen, sind von vornherein zum Scheitern verurteilt. Unruhige Geister sind nicht gefragt; in den Parteien ist kein Platz mehr für sie. Paradox an dieser Lage ist nun freilich, daß man die Bürger, deren politische Indifferenz inzwischen einen einsamen Höhepunkt erreicht hat, zu größerer Aktivität und stärkerem Engagement anspornt. Die Studenten (man lasse die naßforschenden Kommunisten einmal aus dem Spiel) haben ein Beispiel für dieses gewünschte Engagement gegeben. Da es sich gegen die etablierten Kräfte der Gesellschaft richtet, kann es von diesen natürlich nicht gutgeheißen werden. So dreht der Fortschritt sich im Kreise. Trotzdem wird dieses Beispiel nicht ohne Folgen bleiben. Es hat bereits viele Menschen (die allerdings eine winzige Minderheit in unserem Gemeinwesen bilden) dazu gebracht, über die steril gewordenen Konventionen unserer politischen Praxis nachzudenken. Damit hat es zur politischen Bewußtseinsbildung, die der erste Schritt auf dem Weg zur sozialen Verantwortung ist, beigetragen. Wenn die politischen Parteien wüßten, daß sie es nicht mehr mit passiven Konsumenten, sondern mit denkenden, aktiven Bürgern zu tun hätten, verhielten sie sich gewiß anders. Dazu aber wird es erst kommen, wenn das passive Unbehagen vieler in aktive Unruhe umschlägt.





Vietnamesische Mutter mit ihren Kindern auf der Flucht

Foto: Kyoichi Sawada/Bavaria

## Klage

**Die kleinen Herzen,  
einst so ruhig schlagend,  
nun nur voll Angst.**

**Die kleinen Augen,  
der Freude Spiegel einst,  
sind nur voll Angst.**

**Die kleinen Munde,  
einst froher Laute Quell,  
gepreßt von Angst.**

**Die kleinen Hände,  
einst so zart mich streichelnd,  
zitternd vor Angst.**

**Die kleinen Füße,  
einst so schön im Spiel,  
bewegt von Angst.**

**Und ich, die Mutter,  
gejagt von Ort zu Ort,  
bin nur noch Angst.**

**Was habe ich getan,  
daß ihr so hart mich strafft  
mit all der Angst?**

Hans Dohrenbusch



# Nächtliches Verhör

Von Ernst Kreuder

Wir verhaften keine Leute, die etwas angestellt haben", sagte der Untersuchungsrichter zu mir in seinem Büro, „wo kämen wir da hin? Wir holen uns nur Leute, die behaupten, sich nie etwas vorzuwerfen zu haben. Vorbestrafte interessieren uns nicht. Wenn Sie getrunken haben und die Polizei hält Sie an, kommen Sie ins Gefängnis, falls die Blutprobe stimmt. Wenn Sie nüchtern jemand totfahren, der Ihnen in die Fahrbahn lief, können Sie freigesprochen werden, falls die Zeugen aufgepaßt haben. Uns interessieren keine Zeugenaussagen. Wir kümmern uns um die Unbelasteten, die Selbstgerechten, die nichts zugeben können, nicht einmal unter Freunden, auch nicht vor sich selbst. Bei den Selbstbewußten lohnt es sich am meisten.“ Der Untersuchungsrichter starrte mich durch die randlose Brille an. Ich schätzte ihn auf Mitte Fünfzig, er saß hinterm Schreibtisch und rauchte eine Maiskolbenpfeife. Es ging auf Mitternacht. „Sie haben mich aus der Zelle holen lassen“, sagte ich, „damit Sie einen Zuhörer haben für Ihre schadenfrohen Reden. Warum verurteilen Sie mich nicht? Was wollen Sie von mir? Warum lassen Sie mich nicht an die Mauer stellen und erschießen?“ „Viel zu einfach“, sagte er und blies mir die Tabakwolken ins Gesicht, „was hätten wir davon? Wir wollen Ihr Geständnis.“ „Erpreßte Selbstanklagen?“ sagte ich. „Man kennt das aus politischen Schaulustprozessen. Bitte, wie Sie meinen. Was soll ich gestehen?“ „Hier ist kein politisches Gericht“, sagte er, „das könnte Ihnen so passen: Sabo-

tage eingestehen, Spionage, Landesverrat, damit haben wir nichts zu tun. So wenig wie mit kriminellen Delikten. Sie sehen, jetzt gibt es keine Ausreden mehr.“ „Also Inquisition“, sagte ich, „Ketzergericht, fehlt nur noch die Folter.“ „Sie irren“, sagte er. „Woran Sie glauben oder nicht glauben, ob Sie in die Kirche gehen oder in Versammlungen, uns interessiert das nicht. Wollen Sie wieder in die Dunkelzelle, oder wollen Sie reden? Sie wissen doch genau, was ich meine.“ „Ich möchte nach Hause“, sagte ich. – „Wir können ein Taxi kommen lassen“, sagte er. „Wenn Sie reden, können Sie heute nacht noch nach Hause.“ „Ich habe nichts zu gestehen“, sagte ich. – „Vielleicht stört Sie das Licht“, sagte er. Er knipste die Schreibtischlampe aus. Wir saßen im Finstern. – „Nichts!“, sagte ich. „Es ist mir nicht erlaubt“, sagte die Stimme hinterm Schreibtisch, „Ihnen mehr zu sagen, als Sie bereits hörten. Wenn Sie alle bekannten Delikte fortlassen, was meinen Sie, worüber Sie uns dann etwas zu sagen hätten?“ „Also stehe ich unter moralischer Anklage“, sagte ich, „warum nicht gleich? Lieblosigkeit, Verlogenheit, Habsucht und Mißgunst. Wieviel wollen Sie darüber hören?“ „Deswegen verhaften wir niemand“, sagte er; der Tabakbrand glühte rötlich im Dunkel auf. „Schikanen, Quälereien“, fuhr er fort, „Anmaßung und Überheblichkeit, das kommt von morgens bis abends vor und überall. Wofür halten Sie uns eigentlich?“ „Tut mir leid, dann sperren Sie mich wieder ein, denn ich habe jetzt genug.“

„Haben Sie genug Phantasie?“ fragte er. „Was soll ich erfinden, damit Sie mich freilassen?“ „Am Einsperren haben wir kein Vergnügen“, sagte er, „wir nicht.“ „Dann geben Sie mir endlich das Stichwort!“ „Das sind Sie selbst.“ „Wer bin ich denn?“ fragte ich. – „Weiter“, sagte er. „Ich bin auf der Welt“, sagte ich. „Wissen Sie warum?“ „Die Fragen werden von uns gestellt“, sagte er. „Was tun Sie auf der Welt, wenn Sie nicht wissen, warum?“ „Augenblick mal“, sagte ich. „Wenn Sie glauben, das wäre das große Los gezogen, in diesen Zeiten, auf dieser von Kriegsnarren und Profitmachern entstellten Welt zu sein, dann kann ich nur sagen: Sonst noch was gefällig?“ „Es gefällt Ihnen also nicht in dieser Welt. Warum möchten Sie nach Hause?“ – „Gefällt es Ihnen in der Dunkelzelle?“ sagte ich. „Beim nächsten Verhör erzählen Sie mir, was Ihnen überhaupt noch Freude macht. Ich werde vorläufig Ihre Verurteilung beantragen; man könnte Sie wegen vorsätzlicher Freudlosigkeit zu lebenslänglich...“ „Im Gegenteil“, unterbrach ich ihn. „Wenn Sie wüßten, wie mich allein der blaue Himmel schon freut, ein Gang durch die Wiesen am Fluß, eine Wanderung durch die Wälder im Sommer, dann würden Sie mich nicht verurteilen.“ „Sie wissen also nicht, warum Sie auf der Welt sind“, sagte er. Ich wollte antworten und wachte auf. Im Traum, schien es mir, hatte ich mich selbst verhört.

## Bundesjugendring: Baldur von Schirach soll schweigen

In der am 30. Juli 1967 erschienenen Ausgabe der Hamburger Illustrierten „Stern“ berichtete der ehemalige Reichsjugendführer des Dritten Reiches, Baldur von Schirach, in seinen Memoiren über die Auflösung des Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände und die Durchsetzung des Monopolanspruchs der Hitlerjugend.

Von Schirach schreibt: „Wenn die Partei die Führung im Staat hatte, schien es mir logisch, daß die Hitlerjugend die Führung der Jugend übernahm.“ Nach seiner Meinung leisteten die wenigsten Jugendvereine praktische Arbeit aus eigenem Antrieb, und es wurde nichts erreicht, was die Jugend für die Republik gewonnen hätte. Am 5. April 1933 „übernahm“ von Schirach den Reichsausschuß – er ließ ihn „besetzen“. Als Vorsitzender, zu dem er sich selbst ernannte, „übernahm“ er auch den Deutschen Jugendherbergsverband. Ziel und Inhalt der Jugendarbeit des Baldur von Schirach war die vormilitärische Ausbildung der deutschen Jugend, verbrämt durch „Sport, Indianerspiele und Gestaltung des Lebens in freier Natur“, wie er sich ausdrückt.

Der Deutsche Bundesjugendring protestiert gegen die einseitige und verzerrte Darstellung des ehemaligen Reichsjugendführers, die nicht zur Erhellung der damaligen Verhältnisse, sondern nur zur Verschleierung und Beschönigung seines eigenen Verhaltens beiträgt. Solange Herr von Schirach seine Mitschuld bei der Ausschaltung der Demokratie in den dreißiger Jahren sowie seine Mitverantwortung an der Ermordung führender Jugendleiter der demokratischen Jugendverbände nicht einsieht und bekennt, wäre es besser, er würde schweigen. Die Verniedlichung des Unrechts und der Ausschaltung der freien Jugendarbeit der Weimarer Republik ist in dieser Form unerträglich.

Seine Unehrlichkeit vermittelt eine verkehrte Vorstellung über das Hitlerregime, die nur den neuen nationalistischen Kräften genehm sein kann. Gerade aber weil die junge Generation unseren demokratischen Staat, Freiheit und Frieden mitverantwortet, sollte eine unaufrichtige Berichterstattung über den Nationalsozialismus in unserer Presse unterbleiben. Baldur von Schirach hat unserer Generation nichts mehr zu sagen.



Die schönen Weihnachtskarten des Weltkinderhilfswerks (UNICEF) sind bereits da. Beteiligt Euch!

## Die Mörder bitten zum Tee

Mein zweitbesten Freund ist Bumser. Bumser nennt man in Tirol das Befestigen von hochbrisanten Sprengladungen an italienischen Hochspannungsmasten und Bahnkörpern zum Zweck der Befreiung Südtiroler Heimatbodens vom welschen Joch. Das Wort ist eine Poesie. Wenn die selbstgebastelte Mine hochgeht, verursacht sie ein Geräusch, das der Volksmund onomatopoeisch in „Bums!“ umformt. So diemt der Bumser dem Südtiroler Befreiungskampf und der Bereicherung der deutschen Sprache zugleich. Meinen Freund wollen wir X nennen. Seinen richtigen Namen sage ich nicht. Denn in diesem Falle müßte ich damit rechnen, vom Befreiungsausschuß Südtirol – kurz BAS genannt – nie mehr zum Tee eingeladen zu werden. Sie würden meinen, ich sei ein Verräter und wären mir mit Recht böse. Obwohl das eigentlich lächerlich ist. Mein Freund, der Bumser, wurde schon vor ein paar Jahren von einem Gericht rechtskräftig verurteilt. Natürlich nicht von einem österreichischen, sondern von einem italienischen Gericht. Und selbstverständlich in Abwesenheit. Sonst könnte er ja nicht mehr bumsern. Fünfzehn weitere Terroristenkameraden wurden erst kürzlich von einem österreichischen Gericht in Anwesenheit freigesprochen. Die Linzer Geschworenen konnten keine Schuld an ihnen finden. Die Prozeßakten enthalten sämtliche Namen und Anschriften komplett wie eine Briefmarkensammlung. Das erleichtert der österreichischen Polizei die Arbeit. Sie kennt die Leute, auf die sie aufpassen muß, falls einmal Attentatsversuche von italienischer Seite zu befürchten sein sollten.

Zwanzig Geheimbündler saßen um den Tisch, als ich den BAS das letztmal an einem geheimen Ort in Innsbruck besuchte. Zwei fehlten. Sie waren in geheimer Mission unterwegs. Der eine gewährte gerade dem SPIEGEL ein später viel beachtetes Interview. Der andere war ein paar Tage zuvor aus Tirol ausgewiesen worden. „Er sitzt in einem Kaffeehaus am Mariathesien-Platz und liest Zeitung“, sagte ich. „Das ist geheim“, sagte mein Freund. Die anderen nickten und forderten mich auf, Fragen zu stellen. „Ist die Südtiroler Bevölkerung für oder gegen euch?“, forschte ich. „Ehrlich gesagt, die meisten sind gegen uns. Von ein paar Bergbauern abgesehen. Die Leute wollen ihre Ruhe haben. Das ist, menschlich gesehen, ja auch durchaus begreiflich.“ „Aber?“ „Aber darauf können wir keine Rücksicht nehmen. Das Land ist deutsch und deutsch muß es bleiben! Von der Etsch bis an den Belt. In diesem Falle natürlich umgekehrt.“ Und mein Freund zitierte: Ihr sollt sie niemals haben des Brenners Scheidewand, erst müßt ihr euch noch graben das Grab in unserem Land! Wo hatte ich das nur gelesen? Gleich fiel's mir wieder ein. Diese herzerfrischende Drohung stand auf einem Holzschild neben der Mine, mit der im Juni vier italienische Soldaten in die Luft geflogen waren. „Manche Leute sprechen in diesem Zusammenhang von Mord“, sagte ich vorsichtig. „Wir sind Soldaten“, sagte mein Freund.

Ich sah meinen Irrtum ein. Soldaten morden nicht, sondern... Ja, was tun sie eigentlich? „Für den Vorgang auf der einen Seite, der auf der anderen den mittelbaren oder unmittelbaren Heldentod zur Folge hat, fehlt uns bis heute leider sprachlich der rechte Begriff“, sagte mein Freund. „Unbegreiflich!“ rief ich. „Was ist unbegreiflich?“ „Daß unseren Dichtern da noch nichts eingefallen ist.“ Dabei warf ich ihm einen bohrenden Blick zu. Er schlug die Augen zu Boden und schämte sich. Mein Freund X ist Dichter. Heimatdichter natürlich. „Italien will die Assoziierung Österreichs mit der EWG blockieren, solange ihr bumst.“ Sie flüsterten. Dieses Argument hatte Eindruck gemacht, schien mir. Aber das war ein Mißverständnis. Einer von ihnen hatte lediglich die EWG mit dem Kuhlenkampffquiz Einer Wird Gewinnen verwechselt. „Und das sind wir!“ rief er mehrmals laut und haute auf den Tisch, daß die Rosenthaltassen hüpfen. „Die Wiener Regierung hat drei Jägerbataillone an die Alpengrenze verlegt“, sagte ich. „Daraus könnt ihr ersehen, wie ernst es Wien mit der Beendigung eurer Bumserie ist.“ „Ja“, sagte mein Freund, das könne man daraus wirklich ganz deutlich ersehen. Wir trennten uns mit einem herzlichen Berg-Heil! Als ich die Treppe hinunterging, hörte ich sie oben herzlich lachen. Jemand mußte einen guten Witz erzählt haben.

Gerd Angermann



# Neue Bücher

Foto: David Seymor

## Zeitgeschichte satirisch gesehen

Friedrich Percyval Reck-Malleczewen, Jahrgang 1884, Gutsbesitzer und Konservativer von Lebensart, Offizier im Ersten Weltkrieg und später Reiseschriftsteller, gehörte zu den konsequenten Gegnern des braunen Systems. Sein „Tagebuch eines Verzweifelten“ gibt Auskunft über den Haß gegen einen maßlosen Nationalismus, den er als deutsches Verhängnis betrachtete. Sein Tagebuch umfaßt die Zeit vom Mai 1936 bis Oktober 1944, es endet mit Aufzeichnungen, die Reck-Malleczewen als Häftling der Wehrmacht machte. Er wurde bei der Gestapo denunziert und starb noch wenige Wochen vor Kriegsende im KZ Dachau.

Dieses Tagebuch – es trägt den Untertitel „Zeugnis einer inneren Emigration“ – gehört zu den eigenwilligsten Büchern über jene Zeit. Der Verfasser kommentiert wichtige Entscheidungen, wie den Einmarsch in Österreich, den Überfall auf Polen, das Attentat auf Hitler im Bürgerbräukeller. Es geht um Ereignisse, die hier aus höchst subjektiver Sicht viel eindringlicher dargestellt werden, als das in nüchternen Geschichtsbüchern möglich ist. Ein Thema, das sich weitgehend dem Historiker entzieht, ist der moralische Verfall während der Nazizeit. Reck-Malleczewen hat sich hierüber immer wieder in seinem Tagebuch geäußert, das ein sehr genaues Bild des politischen Alltags vermittelt.

Der Verfasser war keineswegs ein griesgrämiger Außenseiter, obwohl seine Verbitterung und sein offen eingestandener Haß das vermuten lassen. Oswald Spengler kannte er gut, zu gut. Ihm wirft er vor, bereits 1926 seinen Frieden mit den „berittenen Kaufleuten von der Ruhr“ gemacht zu haben; Hitler beobachtete Reck-Malleczewen bereits 1920 aus nächster Nähe, ohne sich über ihn die geringsten Illusionen zu machen. Unbeirrbar legt er den Nerv des Systems bloß, die Mischung aus Selbstbetrug, Habgier und sozialen Ressentiments, vergleichbar mit dem spätrömischen Großstadtmob. Zwischen dem braunen Massenmenschen und dem Proletariat macht Reck-Malleczewen einen deutlichen Trennungsstrich. Er weiß zu genau, wer das faschistische System in Deutschland trägt: „hysterische Weiber, stigmatisierte Volksschullehrer, fortgelaufene Pfaffen und Outsider aller Berufe.“ Weniger polemisch ausgedrückt: „Die großen Drahtzieher, Industrie und Generalstab, halten das Instrument des Terrors fest in der Hand, sie besitzen das Monopol auf die öffentliche Meinung und haben damit die Masse der Gehaltsempfänger, Büroangestellten, den großen Teil der kleinen Beamtenschaft verdummt bis zur Idiotie.“

Reck zieht Parallelen zwischen den Wiedertäufern von Münster anno 1534 und den Nazis und kommt zu erstaunlichen Parallelen. Seine grimmigen satirischen Kommentare gehören zu den besten Passagen, die über das Dritte Reich geschrieben worden sind, der Leser spürt den Feueratem eines Karl Kraus.

Der Roman hat keine belehrende Aufgabe, keine faktische Beweiskraft. Er kann als Kunstwerk von Rang das menschliche Dasein, die einmalige und nicht wiederholbare Existenz aufzeigen, nicht nur in Ereignissen, sondern auch mit allen unerfüllten Möglichkeiten. Frederik Buytendijk geht in seinem Buch „Psychologie des Romans“ der Wechselbeziehung zwischen Psychologie und

Roman nach. Um eine Begegnung des Romanlesers mit dem Dasein zu ermöglichen, kommen viele Faktoren zusammen, die Handlung, das Seelenleben, die Erkenntnis vom Menschen als praktische Psychologie. Aber die Psychologie ist kein Ersatz für die Erkenntnismöglichkeit des Menschen im Roman. Buytendijk will im Gegensatz zum Titel des Buches nicht den Anteil der Psychologie am Roman ermitteln, sondern jene Grenze der wissenschaftlichen Erkenntnis aufdecken, die nur vom großen Roman überschritten werden kann. Damit greift er ein ungemein wichtiges Kennzeichen für das Verständnis des Romans auf. Im ersten Teil seines Buches findet er eindringliche Formulierungen, die Maßstäbe bieten für die Unterscheidung des Mittelmäßigen vom Besonderen. Allerdings ist der Weg bis hierher durch manche trockene Formulierung und ein oft holpriges Deutsch versperrt, das wohl auf Kosten des Übersetzers zu buchen ist.

Die wahre Konfrontation des Lesers mit einem epischen Kunstwerk bedeutet für Buytendijk die Entdeckung des „Verborgenen“ in uns, die Erkenntnis eigener Möglichkeiten und damit das Fortschreiten in eine umfassendere Wirklichkeit.

Um diese vielleicht zu theoretisch klingende These zu erläutern, hat der Autor die Romane Dostojewskis als Beispielsammlung gewählt. Hier taucht bei allen Gegensätzlichkeiten der Figuren immer wieder die seit Sartre hochaktuelle Frage nach dem Sinn des Daseins auf, die unbeirrbar Suche nach Wahrheit. Mit der Figur des schwindsüchtigen Jungen aus dem Roman „Der Idiot“ zeigt Buytendijk, daß verstandesmäßiges Wissen, psychologische Durchdringung nicht zum Verständnis ausreichen. Denn der zum Selbstmord entschlossene Ippolit kann rational von den übrigen Akteuren nicht begriffen werden. Buytendijk sieht letzte Erkenntnisse in religiösen Kategorien.

Im geschilderten Fall in der Teilnahme „von Herz zu Herz“, also der Barmherzigkeit. Auch wer dem Autor hier nicht folgen will, muß anerkennen, daß Ippolit von Dostojewski eindeutig als Widerstand gegen die durch Logik allein gerechtfertigte Welt angelegt ist, und Begriffe wie Barmherzigkeit decken sich in einer religiös indifferenten Welt mit Worten wie Nächstenliebe, Humanität oder Solidarität.

Horst Hartmann

## Besprochene Bücher:

Friedrich Percyval Reck-Malleczewen „Tagebuch eines Verzweifelten“, Zeugnisse einer inneren Emigration, Henry Goverts Verlag, Stuttgart.

Frederik Buytendijk „Psychologie des Romans“, Otto Müller Verlag, Salzburg.







# Hongkongs junge Chinesen fragen nach der Freiheit

Von Oscar Peter Brandt

**Soviel Glanz und Elend sah ich nie auf engstem Raum. Hongkong ist eine Perle und ein Geschwür. Dreiviertel seiner Fläche von nur 1100 Quadratkilometern sind unbebaubares Felsen- und Sumpfgebiet. Auf dem übrigen Raum – nicht größer als der amerikanische Sektor von Berlin – drängen sich 3,5 Millionen Menschen, 17000 auf jedem Quadratkilometer. Das sind fünfzigmal soviele wie in Holland.**

Yen sitzt auf dem Bordstein – unter dem Schatten eines kleinen Bäumchens, direkt gegenüber dem Luxushotel. Sobald ein Tourist seine Karawanserei verläßt, kommt Yen mit seiner Rikscha angetrabt. Er ist 25 Jahre jung, barfuß und nur mit einer kurzen Hose und einem Unterhemd bekleidet. Nun bietet dieser junge Chinese mir seine Dienste an. Ich lehne ab. Auf allen meinen Weltreisen habe ich mich nie von

einem „menschlichen Pferd“ ziehen lassen. Yen erfährt, daß ich Journalist bin, und sagt: „Wer über Rikschafahrer schreiben will, braucht Praxis. Ich brauche Geld – ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen.“ Widerwillig steige ich ein. Yen nimmt die Deichsel hoch und trabt los. In den engen Straßen gibt er piepende Rufe von sich, um seiner Rikscha einen Weg zu bahnen. Bei 30 Grad Hitze, zudem ist die Luft gesättigt mit Feuchtigkeit, läuft ihm der Schweiß in hellen Strömen den Körper herunter. Als es jetzt ein wenig bergan geht, hört der Trab auf – mühsam zieht Yen die Rikscha –, ich höre das Rasseln seiner Lungen. „Sofort halten, bitte“, rufe ich ihm zu. Mir ist elend. Wie kann man sich auch nur – im letzten Drittel des fortschrittlichen 20. Jahrhunderts – von einem Mitmenschen durch die Straßen traben lassen? Yen und ich suchen eines der kleinen chinesischen Restaurants auf. Wir essen

und trinken und diskutieren, dieser junge Chinamann spricht ein ausgezeichnetes Englisch. Er ist Student der Medizin und möchte ein guter Arzt werden. „Warum traben Sie mit einer Rikscha durch Hongkong?“, fragte ich ihn. „Warum überhaupt gibt es hier noch Hunderte von Rikschafahrern. Sie alle sind doch mit höchstens 45 Jahren krank, die meisten sterben früh.“ „Es gibt für mich keine andere Möglichkeit, mein Studium zu finanzieren“, ist seine Antwort. „Wir haben in Hongkong Zehntausende von Arbeitslosen – auch die anderen Rikschafahrer müssen sich so qualvoll ihr Brot verdienen.“ Ich erfahre aber auch: „Drüben, im kommunistischen China – es liegt nur wenige Meilen von uns entfernt, wurden die Rikschas schon 1949 abgeschafft. Dort auch können die jungen, begabten Menschen beiderlei Geschlechts kostenlos studieren.“ 3000 große und kleine Textilfabriken und 2000 der Konsumgüter – der Elektro-,

Metall- und Email-Industrie wurden gebaut. Mengenproduktion bei Massenabsatz heißt das Motto. Über 400000 Arbeitnehmer werden beschäftigt. Einer von ihnen ist Chao-Tsan, 27 Jahre alt. Tsan ist Chauffeur. Er zeigt mir das strahlende Hongkong – die „Perle des Ostens“. Zauberkraft sind die Aufahrt und der Rundblick vom Peak. Malerische Buchten, supermoderne Bungalows inmitten gepflegter Parkanlagen. Die reichen Chinesen, die reichen Europäer schwimmen im Geld. Das ist ein Überfluß, wie er sich auf so engem Raum kaum mehr in der Welt findet. Tsan muß sechs Tage in der Woche je zehn Stunden arbeiten. Er ist verheiratet und hat vier Kinder und verdient umgerechnet jeden Monat 180 Mark. „Wir Arbeitnehmer“, sagt er, „vegetieren nur. 99 Prozent der Bevölkerung von Hongkong sind Chinesen – 85 Prozent sind wegen der Ausbeutung von der Tuberkulose befallen. Hunderttausende haben

zum Frühstück nur eine Tasse Tee. Ihre tägliche Nahrung besteht aus einer knappen Reismahlzeit, aus Fisch und Früchten. Im Reich der Mitte hungert niemand mehr. In Hongkong jedenfalls ist die westliche Welt auf dem besten Wege, ihr Gesicht zu verlieren.“

Ich steige langsam die Treppen zur Altstadt hoch. Der Eingang zu Haus Nr. 12 ist ein dunkles Loch. Eine enge, steile, wurmstichige Holzstiege führt zu den oberen Stockwerken. Es stinkt aus kleinen, winzigen Räumen, die gleichzeitig Küche und Abort sind. Die Mahlzeiten werden auf kleinen, aus Lehm gebauten Kohlenöfen bereitet, der Abtritt besteht aus einem Holzkübel. Bei den Squatters sieht es noch viel elender aus. Sie bauten sich aus Lehm, Holz, Dachpappe und Blechstücken kleine Verschlüsse. Die morastigen Hügel sind ihr Wohngebiet. Es gibt weder elektrisches

Licht noch Frischwasser. Andere wieder leben zu Zehntausenden dicht an dicht beieinander auf ausgedienten Dschunken. Die Ärmsten der Armen haben nur eine Zeltbahn und einige Decken – schlafen auf den Bürgersteigen, in Hauseingängen, auf den Dächern der Häuser. Ihre kleinen Kinder haben noch nie ein Dach über dem Kopf gehabt. Sie werden auf der Straße groß.

Yang Kuo Hsiung wohnt schon seit 10 Jahren auf einem Bürgersteig. „Wir suchten die Freiheit und landeten im Elend“, sagt er bitter. „Hätte ich das geahnt, wäre ich in Rotchina geblieben. Ist das die von euch so vielgepriesene westliche Welt?“

Fotos: Comet





Die Engländer haben viel versucht, ihre Kronkolonie zu entvölkern – aber niemand will die Chinesen aufnehmen. So bauten sie die sieben- und achtstöckigen Wohnblocks. Jede Etage hat 64 Wohnräume. Zementzellen nennt sie der Volksmund. Mindestens fünf Menschen müssen sich mit einem Zimmer begnügen. Recht oft aber sind es Familien mit fünf und sechs Kindern und den Großeltern dazu, die nur in einem Raum wohnen. So beherbergt jeder dieser Zementblocks 2000 bis 3000 Einwohner. In je sechs von ihnen leben 15000 bis 20000 Menschen, so viel wie in einer kleinen deutschen Stadt. Es sind die größten Massenbehauungen auf unserem Erdball.

Hunderttausende von Kindern bevölkern die Straßen. Die meisten tragen keine Schuhe und sind nur mit einem kleinen Höschen bekleidet. 8- und 10jährige Jungen und Mädchen betteln, verkaufen Zeitungen, erledigen Botengänge. Andere suchen die Abfallerimer vor den Wohnungen der Reichen nach eßbaren Resten ab, sammeln Altpapier oder Metall. In chinesischen Kochküchen arbeiten 11- bis 14jährige Mädchen jeden Tag bis zur völligen Erschöpfung. Wie die kleine Li. Sie war gerade elf Jahre alt, als ihre Eltern mit ihr nach Hongkong flohen. Hier arbeitete sie in der Küche eines Teehauses von sechs Uhr am frühen Morgen bis Mitternacht – wie Zehntausende von Kindern zu einem Tageslohn von 2,50 Mark – also zu einem Stundenlohn von nicht ein-

mal 15 Pfennig. 1,20 Meter klein und nur 60 Pfund schwer, wusch sie Geschirr, putzte Gemüse und trug Essen aus, bis sie zusammenbrach und in ein Krankenhaus geschafft werden mußte.

Schulpflicht gibt es in Hongkong nicht. Zehntausenden der Jungen und Mädchen wird keine Gelegenheit gegeben, lesen und rechnen und schreiben zu lernen. So können sie auch später, 14 und 15 Jahre alt geworden, keinen Beruf erlernen – sie haben keine Zukunft. „Im Reich der Mitte“, sagt ein junger Lehrer, „müssen natürlich alle Kinder eine Schule besuchen. Hoffnungslos werden unsere Hongkongkinder später ihren Kameraden und Kameradinnen aus Rotchina unterlegen sein.“ Und der Direktor eines großen Hilfswerks in Hongkong erklärt mir: „Die Kinder sind unsere größte Sorge. Kaum haben sie gehen gelernt, müssen sie schon mithelfen, die Familie zu ernähren. Selbst lange nach Mitternacht sieht man viele von ihnen noch beschäftigt. Junge Mädchen, kaum 14 Jahre alt geworden, werden an Freudenhäuser oder Stundenhotels vermietet – die 16- bis 25-jährigen bevölkern als Call- und Taxigirls die Nachtclubs. Hongkong wurde auch zum größten Freudenhaus der Welt. Kein Wunder: diese Jugend hat den Glauben an Güte, Liebe und Menschlichkeit verloren. Hier wächst eine Generation heran, die früh hassen gelernt hat. Wir Demokraten sind es, die kommunistische Stoßbrigaden aus ihnen machen,

weil wir ihnen keine Existenzmöglichkeit geben.“

Die Unruhe in Hongkong – in dem in jeder Minute ein Kind geboren wird, in dem die Bevölkerungszahl so rapide anwächst, daß in Kürze schon vier Millionen Menschen ernährt und bekleidet werden müssen – wächst. Die Zahl der Millionäre ist so sprunghaft gestiegen wie die Zahl der Arbeits- und Wohnungslosen und Kranken. Hongkongs Jugend ging auf die Straßen. Hunderttausende demonstrieren: Studenten, Arbeiter, Professoren, Gewerkschaftler. Sie fordern höhere Löhne und Gehälter, ein Dach über dem Kopf für alle, Schulpflicht für alle Kinder, den Bau von Krankenhäusern. Es ist nicht Mao, der an die Türe Hongkongs klopft. Für das Reich der Mitte, das jedes Jahr für zwei Milliarden Mark Lebensmittel in die britische Kronkolonie liefert, ist dieses kleine Stück Festland mit seinen 236 Inseln noch ein wichtiger Devisenträger. Hongkongs junge Chinesen fragen nach der Freiheit, arbeiten, sich satt essen zu dürfen, Ausbildungsmöglichkeiten und eine Wohnung zu erhalten.

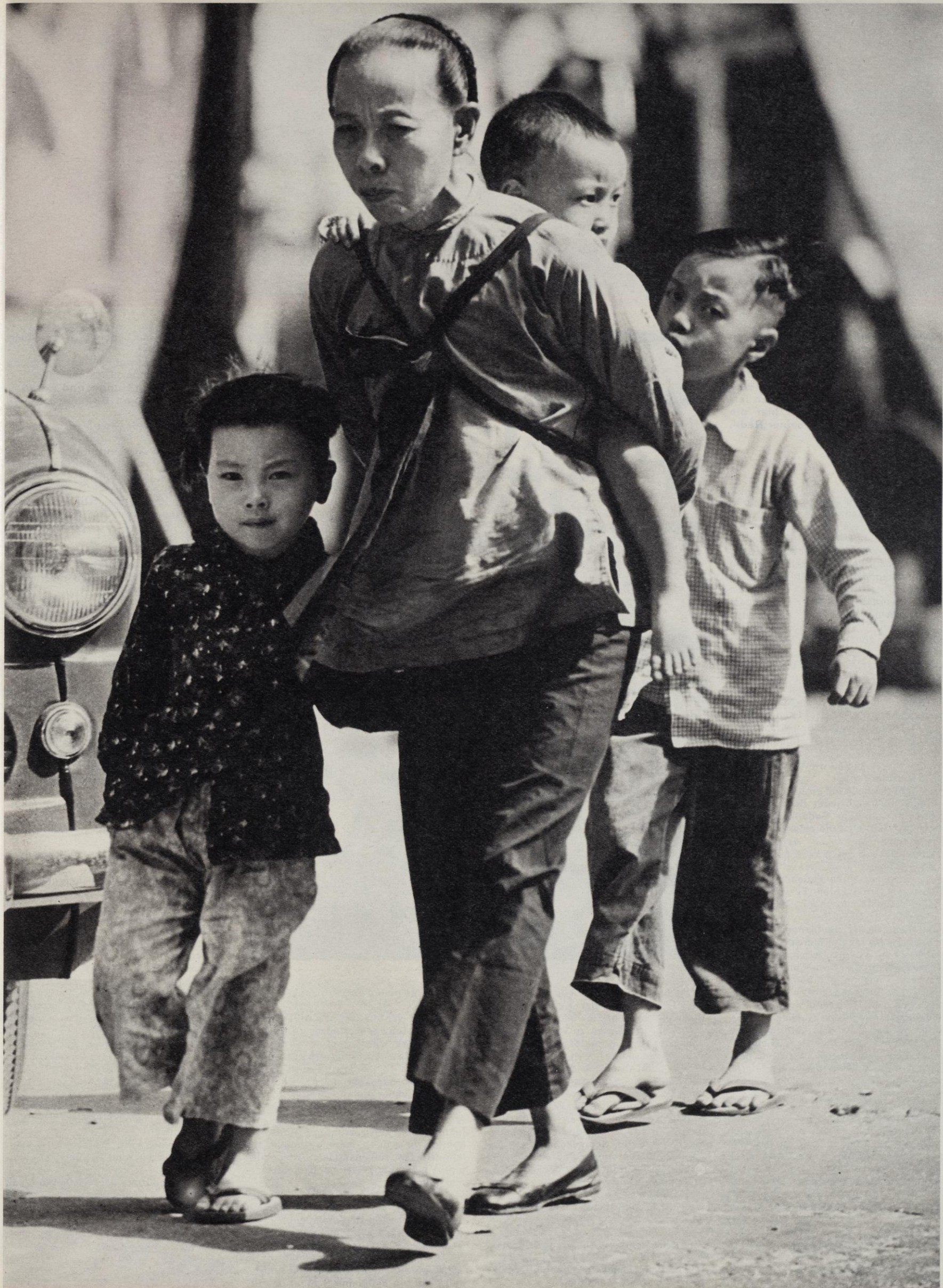
Ich durchfahre die an der Halbinsel Kowloon angrenzenden New Territories. Diese 335 Quadratmeilen des chinesischen Festlandes verpachtete China im Jahre 1898 für die Dauer von 99 Jahren an England. Der Pachtvertrag läuft 1997 ab. Den Engländern wie den Hongkong-Chinesen ist klar, daß die letzte britische

## Die Zementzellen

Wohin? ▶

Kronkolonie im Fernen Osten spätestens zu diesem Zeitpunkt an China fallen wird. Das Zeitalter des Kolonialismus ist vorbei – auch für Hongkong. Es muß auch durchaus mit der Möglichkeit gerechnet werden – und die Engländer tun es –, daß die Chinesen, sobald sie mit ihren inneren Schwierigkeiten fertig geworden sind – Hongkong zurückfordern werden. Klar ist: England würde nicht für Hongkong kämpfen. Hongkong – darüber gibt es keinen Zweifel – ist chinesischer Boden und wird eines Tages wieder mit dem Mutterland vereinigt werden. Die Kommunisten übernehmen dann eine blühende Industrie, eine City mit modernen Verwaltungspalästen, viele Villen und Bungalows und Hotels an romantischen Buchten. Die Reichen werden verzweifelt sein – die Armen die „Befreier“ stürmisch begrüßen. Die westliche Welt hatte und hat den 3,5 Millionen Hongkong-Chinesen nicht viel zu bieten.







# anti kriegstag

Vor fast 3000 jungen Gewerkschaftern sprach in Essen der 2. Vorsitzende der Gewerkschaft Chemie-Papier-Keramik, Karl Küpper, der statt eines Verteidigungsministeriums ein Ministerium für Abrüstung und Frieden forderte. Wir veröffentlichen hier die wesentlichen Passagen seiner Rede.

Mein Gefühl und mein Verstand rebellieren dagegen, daß man gegen den Krieg demonstrieren muß, weil man um den Frieden bangt. Müßte nicht allen, die Menschenantlitz tragen, der Abscheu vor dieser monströsen Kulturschande Krieg selbstverständlich sein? Müßte es nicht vor allen Dingen denjenigen zur zweiten Natur geworden sein, den Krieg zu hassen, die ihn in all seinen Scheußlichkeiten erlebt haben?

Für mich war der durchlebte Mord gleichbedeutend mit Zerstörung, Entmenschlichung, Angst um eigenes und fremdes Leben, Vergewaltigung, Hunger, Elend, Kulturverfall. Er wird mich nie mehr loslassen. Und es gibt viele, die der Gedanke nachts nicht schlafen läßt, so etwas noch einmal mitmachen zu müssen. Aber muß nicht jeder, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist, angerührt werden durch Namen wie Vietnam, Kongo, Nahost, Nigeria?

Präsident Kennedy hat einmal gesagt: Heute muß sich jeder Bewohner des Erdballs mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Erde eines Tages unbewohnbar sein kann. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind leben unter dem atomaren Damoklesschwert, das an einem seidenen Faden hängt, der jederzeit durch Zufall, Fehlkalkulation oder Wahnsinn durchschnitten werden kann.

Aber trotz dieser deutlichen Warnung scheint die Masse der Menschen in dem trügerischen Wahn zu leben, das Unheil werde einen großen Bogen um sie herum machen. Vielleicht glauben sie an die überlegene Intelligenz der Staatsmänner, die schon durch ihre Rüstungs- und Verteidigungsstrategie das Schlimmste verhüten werden. Vielleicht gibt es auch noch Optimisten, die an das „Gleichgewicht des Schreckens“ glauben, oder Philosophen, die dem drohenden Inferno mit einem gelassenen „Na wenn schon“ begegnen.

Oder ist es nicht vielleicht so, daß die Erkenntnis oder das dumpfe Ahnen um die Scheußlichkeit der Situation, in der sich die Menschheit befindet, da ist, daß sich aber eine lähmende Hoffnungslosigkeit breitmacht angesichts der sogenannten realen Tatsachen, dieses ach so bekannte: Was können wir kleinen Leute da schon machen? Auch so könnte es sein. Ja, liebe Freunde, auch wir, die wir uns aufraffen, etwas tun zu wollen, könnten verzweifeln. Wenn wir von der dreihundertundsoundsovielten Sitzung der Genfer Abrüstungskonferenz hören oder die Sterilität der Abstimmungsmaschinerie



im Weltsicherheitsrat beobachten oder die Unterstützung der kleinen Störenfriede durch die großen Machtblöcke, die vorgeben, Ideologien zu repräsentieren, dann möchten wir mutlos werden. Aber leider, meine lieben Freunde – faßt es bitte nicht als eine Kritik auf –, läßt sich der Friede nicht erobern durch ein bißchen Marschieren und Demonstrieren, mit Protestsongs und viel Goodwill. Sondern diese allesbeherrschende, gutgefügte und in Jahrhunderten aufgebaute Maschinerie des Schreckens, diese Organisation des Bösen, muß durch viel Arbeit, durch große Beharrlichkeit, durch Zusammenfassung der Kräfte zerschlagen werden. Der Friede muß geplant und organisiert werden. Das ist eine so gewaltige und vielfach verästelte Aufgabe, daß man mit Professor Flechtheim schon sagen muß, die zu lösen kommt einer Revolutionierung des menschlichen Lebens gleich.

Aber es bleibt uns – so Professor Flechtheim –

**„nur die Wahl zwischen dieser oder jener Form der Katastrophe und einer neuen dynamischen Ordnung, die die stete Anstrengung und ewige Anspannung eines neuen Menschen voraussetzt“.**

Merkt es Euch, Freunde! Hier ist von einem neuen Menschen die Rede. Das hören die nicht gerne, die sich alles von den Institutionen allein erhoffen. Aber wie können wir je den Frieden gewinnen, solange Rassenhaß, nationale Animositäten, Ausbeutung, Gewaltdenken für normal gelten.

Ich höre sie schon im Geiste, die ewig Gestrigen und Realpolitiker, wie sie mich und Euch zu Utopisten stempeln.

Aber was sind denn die sogenannten Realitäten? Die ganze Geschichte unserer Kultur ist eine fortschreitende Kette der Veränderung von Realitäten. Warum soll nicht die grausame Realität des or-

ganisierten Massenmordes verändert werden können?

Das ist eine schwere Aufgabe, die sich auf vielen Wegen vollziehen muß.

**Kampf gegen Hunger und Armut. Verbreitung von Bildung, Wissen, Kultur.**

**Beseitigung der sozialen Spannungen durch Überwindung von Privilegien und Ausbeutung.**

**Ächtung von Gewalt jeder Art. Verständigungspolitik.**

**Schaffung oder Aktivierung von Mechanismen der Abrüstung, der Rüstungsbegrenzung, der Kontrolle und Lokalisierung kriegerischer Auseinandersetzungen.**

**Internationale Forschungs- und Entwicklungsobjekte.**

**Schaffung und Ausbau internationaler Hilfsorganisationen.**

**Forschungsinstitute für die Friedenssicherung.**

**Nationale und internationale Planungsstäbe für den Frieden.**

Alles Utopien! Und doch – viele davon schon auf dem Wege, Realitäten zu werden.

Engagieren wir uns, meine lieben Freunde, für diese gewaltige, aber nicht hoffnungslose Aufgabe.

Es muß gelingen, diese dumpfe Hoffnungslosigkeit, dieses tatenlose Spekulieren auf das Überleben in eine weltweite Friedensbewegung umzuwandeln.

**Statt Generale brauchen wir Professoren, statt Soldaten – Entwicklungshelfer, statt Raketentechniker – Lehrer und Erzieher, statt Generalstäbler – Kulturstrategen.**

Die ganzen gewaltigen Energien und Mittel, die jahrtausendlang in Werke der Zerstörung investiert wurden, auf die Mühlen der friedlichen Entwicklung gelenkt, das muß eine neue Realität schaffen, eine friedliche, zivilisierte, wahrhaft menschliche Welt.

Entschließt Euch dazu, Freunde. Besonders Ihr Jungen. Ihr seid unsere Hoffnung. Laßt das Gejammer um die nicht vorhandenen Ideale. Erschöpft Euch nicht in Protesten gegen die sinnlos gewordene Ordnung. – Verändert sie!

Ihr habt Bundesgenossen. Der Deutsche Gewerkschaftsbund ist ein Aktivposten des Friedens und des Fortschritts. Helft ihm in seiner Arbeit. Aber er ist nur eine Institution.

Viele Wege müssen gegangen werden, vor allem politische Wege. Engagiert Euch politisch!

Die Sache des Friedens ist, wie Ihr seht, keine Sache der Feiglinge und Schwächlinge.

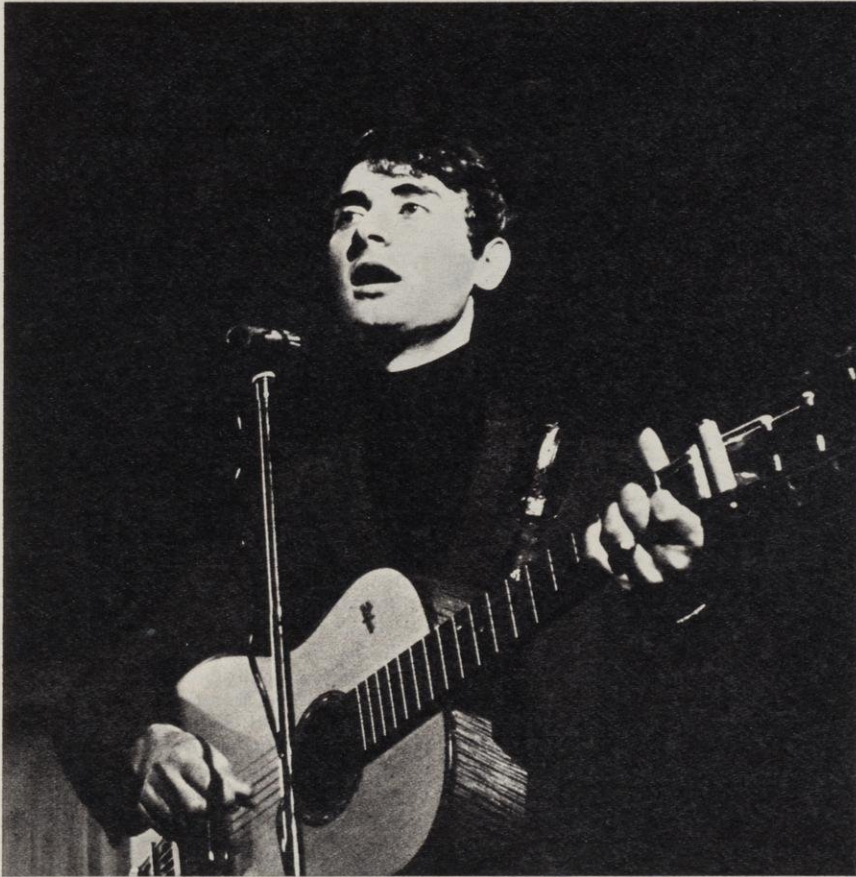
Wer das Bedürfnis nach Heldentum hat, findet hier ein weites Feld.

An die Arbeit, Freunde!





Nürnberg - Es sprach der Schriftsteller Erasmus Schöfer



Hannover - Literatur gegen den Krieg

Fotos: T. Tripp; K. Rose; A. Schmidt; U. Hoffmann





# In der Salumeria

Von Gabrielle Ménéreau

Der Regen strömt auf mein Regencap, dich schüttele mich wie ein nasser Hund, ehe ich die Salumeria betrete, eine Höhle, die sich in der Felswand der Marina Grande öffnet. Ob ich gutes Wetter mitbrächte? Ach, nein, leider nicht. Und plötzlich erhebt sich nach einem vielsagenden Schweigen eine strenge Stimme feierlich unter dem Triumphgewölbe aus hängenden Schinken und Salamis, den Stalaktiten dieser ungeheuren Nahrungsgrotte. Wo mein Mann sei? Es klingt fast wie die Frage: Kain, wo ist dein Bruder. Irgend etwas kommt ihnen verdächtig vor. Wo mein Mann sei? Dabei sind sie doch großzügig, nicht wahr, sogar einer Frau gegenüber, die Hosen trägt; man denkt nicht sofort das Schlimmste, denkt nur, sie sei von Anacapri zur Marina Grande ohne Begleitung nur aus einer Laune heraus herabgekommen, aus Unabhängigkeitsdrang, um ungehindert und zügellos Oliven einzukaufen oder sich sogar an der Theke ein Glas Rotwein zu gönnen. Nein, nein, es muß wohl irgendeinen ganz natürlichen Grund dafür geben, zum Beispiel den Regen, der den Mann veranlaßt hat, behaglich im Trockenen zu bleiben und seine Frau unbewacht zum Einkaufen zu schicken. Aber es gibt vielleicht auch noch etwas anderes, wer weiß? Auch er ist so bizarr: alle haben ihn das Einkaufsnetz tragen sehen und seine große Heuschrecke von Frau nebenhertrotten, einen Strauß Phloxblüten in der Hand. Jedenfalls ist er heute zu Hause geblieben, während der schwere Sommerregen die Zisternen füllt, die Terrassen wäscht und den Sand der Gärten dunkelt.

Der Mann? Er ist erkrankt. Erkrankt? antwortet im Chor die ganze Salumeria als Echo der weißgekachelten Höhle. Erkrankt! Der junge neapolitanische Verkäufer erkundigt sich sofort nach der Art der Krankheit; in seiner Brille glitzert die Freude, sein medizinisches Interesse zu befriedigen, und er läßt sein Lächeln sich von einem Ohr zum anderen ausbreiten, schmale geschwungene Straße unter der majestätischen Kinn-Nase-Brücke hindurch. Der Koch taucht aus dem Dunkel der Herde und Öfen auf, von der Hitze gefirnüßt, bis zu den Ellbogen mit Mehl behandschuht. Seine junge Frau hält mit dem Geschirrspülen inne, hebt das Gesicht einer Vahiné, blaß von dem Kind, das ihr unter dem geblühten Kleid den Bauch spannt. Der Großvater hat sich erhoben, der Nestor, der Unnütze, der Stolz des Ortes, das Altersdiplom, das lebende Aushängeschild, in seiner senilen Vollendung versteinert, verkalkt. Schwarzer Pullover bis zum Kinn, schwarze Hosen, schwarze Pantoffeln. Mühsam verläßt er den Stuhl, auf dem er, einen Arm auf das Wachstum eines Tischchens gestützt, seine Tage verbringt als dunkle Silhouette, die sich wunderbar gegen den hellen Hintergrund der Senftöpfe und Fruchtsaftbüchsen abzeichnet. Der Großvater tritt an die Theke. Ein Junge kommt herein, schleift die Einkaufstasche hinter sich her über die Fliesen, er hält eine Kiste in der Hand. Während er sich mit schwerem Blick am Bein kratzt, bleibt er, fasziniert von der ungewohnten Beweglichkeit des Alten, stehen. Der Kontrolleur der Seilbahn schiebt die Mütze zurück, kräuselt die Stirn und hört aufmerksam meinen Erläuterungen zu, starr auf eine Margerite der Kachelung blickend; „Venentzündung... die Beine sind geschwollen... kalte Kompressen, mit ausgestreckten Beinen liegen...“ Der Kontrolleur schneidet seufzend ein Gesicht. Er will sprechen, schaut mich an, wiegt



den Kopf, öffnet wieder den Mund, nein, er zieht es vor zu schweigen; es ist zu schrecklich! Der Koch flüstert dem neapolitanischen Verkäufer etwas ins Ohr, und der wird zur Salzsäule, das Messer in der Rechten, die Mortadella in der Linken, die Augen entsetzt aufgerissen. Der Großvater schreit: „Operare! Operare!“ – „Operieren! Operieren!“ – und macht eine Geste, als schnitte er sich die Beine in Höhe der Knie ab. „Non operare!“ sage ich mit Entschiedenheit. „Operare!“ brüllt der Alte noch lauter, während der Bengel mit der Liste, über das Intermezzo begeistert, sich wie ein Kreisel um sich selber dreht; er hört damit gar nicht mehr auf, und die Tasche wirbelt wie ein Mühlenflügel. In diesem Augenblick tritt Tonio ein, der Calameres-Fischer, barfuß, einen Sack gegen den Regen auf dem Kopf. Beim Eingang wirft er den Sack ab, trocknet sich das Gesicht mit dem Ärmel, erkundigt sich gleichfalls nach der Gesundheit des Gatten, hört zu, denkt nach, wägt ab, erklärt schließlich, er habe einen vom selben Leiden Befallenen gekannt, die gleichen Symptome, und der ist daran gestorben. Ja, gestorben. Und er liegt sogar da droben bei Santa Maria e Cetrella begraben; mit besonderer Erlaubnis, ja, und ein Mineralwasser, Padrone! Ein schwerer Kollektivseufzer entringt sich den Brüsten. Der Bengel hat in seinem Derwischtanz eingehalten, er fischt zwischen den Obstkisten und Korbflaschen nach seinem Zettel, den er verloren hat. „Operare!“ bellt noch einmal der schwarzwollene Großvater. So schwarz ist er, wie der Blick, den der Koch dem Tonio zuwirft. Tonio hat ihm um die Wirkung gebracht, Tonio hat im unpassenden Augenblick die Geschichte von einem an Venen-Entzündung Gestorbenen erzählt, wo er doch selbst mit dieser wissenschaftlichen Anekdote zu glänzen gedachte. Seinen Ärger verbeißend, zieht er eine gewaltige Platte Pasta al forno aus dem Ofen, stellt sie auf die Marmortheke und flucht, weil er sich die Finger verbrannt hat; dann berichtet er ganz nebenbei und ohne viel

Aufhebens, daß auch er einen am selben Leiden Verstorbenen gekannt habe, es handele sich übrigens um einen Milliardär, ein großes Tier, was man schon daraus ersehen könne, daß er sich in Neapel habe beisetzen lassen und die Unkosten der Überführung nicht gescheut habe. Ah! Sein Grabmal müsse man gesehen haben, wunderschön, mit einem lebensgroßen Marmorengel. Tonio stellt sein Glas mit Mineralwasser ab, wirft aus dem Augenwinkel dem Koch einen Blick zu, neigt den Kopf zur Schulter, spitzt die Lippen, na ja, ganz gut, der Engel sei aus Gips, aber von ziemlich guter Qualität, und es stimme auch, daß er beinahe lebensgroß sei. Kt, kt, kt, Staccato, mit geschlossenen Lidern und zurückgeworfenem Kopf, uralte Gebärde aus dem Orient. Nein, nein, es sei echter Marmor, den Neidhämmeln zum Trotz, sagt der Koch und ordnet Artischockenböden auf einem Teller. Der neapolitanische Verkäufer stimmt aus Kastengeist zu, er gehört zum Clan der Salumeria, er streckt, über die Gläser mit den in Öl eingelegten Pilzen, einen Eidechsenkopf vor, ein grünes Gesicht, in dem der Mund nur noch ein Faden ist, er pfeift: Ja, sie hätten ihn gekannt, den Milliardär, hier habe er seine Konserven immer gekauft, ja, er sei MÜHSAM gestorben. Diesmal preßt Tonio die Lippen aufeinander, er erblaßt, der seine ist vielleicht zu rasch gestorben. Er stammelt geniert und gehässig einen undeutlichen Satz, von dem man nur das mehrfach wiederholte „viel gelitten... ja, viel gelitten“ versteht. Der Großvater wirft ein Gurken-glas um und bekommt einen Glassplitter in die Hand, als er mit der Faust auf den Tisch haut: „Operare!“, und er beginnt wie verrückt zu stöhnen. Der Bengel, der seine Liste nicht wiederfinden kann, bricht in Schluchzen aus, die Frau des Kochs versucht ihm behilflich zu sein, sich zu erinnern, was auf der Liste gestanden habe, und steckt ihm ein Bonbon in den Mund. Graue Silhouetten huschen an der Tür vorüber, man hört den Regen in den Kendeln gurgeln. Der Kontrolleur der Seilbahn hebt die Augen zu den

Bildern des heiligen Joseph und zum Herz-Jesu, die über den Ölsardinen thronen. Der Kontrolleur scheint das Bedürfnis zu haben, ehe er eine Ansicht von sich gibt, irgend etwas zu fixieren. Wie alt ist Ihr Mann? Ich sage es ihm. Und Sie selbst Signora? Wie alt sind Sie? Ich beantworte seine Frage. Allgemeiner Tumult und Ausrufe der Bewunderung: weder mein Mann noch ich sähen so alt aus, wie wir wirklich seien. Wie machen wir es, um jung zu bleiben? Als die Stimmen sich dann beruhigen, jedenfalls sei es kein günstiges Alter für einen Mann, und dann noch diese Krankheit, das sei nicht gut für ihn, meint Tonio, während er sein Kleingeld auf die Theke zählt. Auf Wiedersehen! Er stülpt sich den Sack wieder über und rennt in den Regen hinaus. Die Frau des Kochs hat die Liste des Bengels wiedergefunden. In der Tasche des Großvaters. Der Großvater schreit, es sei nicht seine Schuld, er wickelt und wickelt sein Taschentuch um den Daumen, wo der Glassplitter sich, ohne Blut oder Wunde zu hinterlassen, verflüchtigt zu haben scheint. Eine Schar kleiner Burschen mit Helmen aus Zeitungspapier strömt herein, sie halten sich bei den Händen, ihr Häuptling trägt eine Einkaufstasche und eine Liste; der Bengel, dessen Zettel wiedergefunden worden ist, erzählt ihnen die ganze Geschichte aufs dramatischste. Die anderen hören ihm zu, sie sind verwirrt. Ihre Papierhelme sind nicht sehr naß, wahrscheinlich hat eine Nachbarin sie geschickt, um etwas einzuholen, denn eine Salumeria mit Ausschank ist kein Ort für Frauen. „Gießen Sie mir bitte ein Glas Rotwein ein“, sage ich zu dem Neapolitaner, während das Tageslicht draußen sich aufhellt und Stimmen auf dem Kai laut werden. Man hört einen Autobus knattern, und droben im Türwinkel erscheint ein blauer Fleck, wird blauer und blauer und nimmt an Umfang zu.

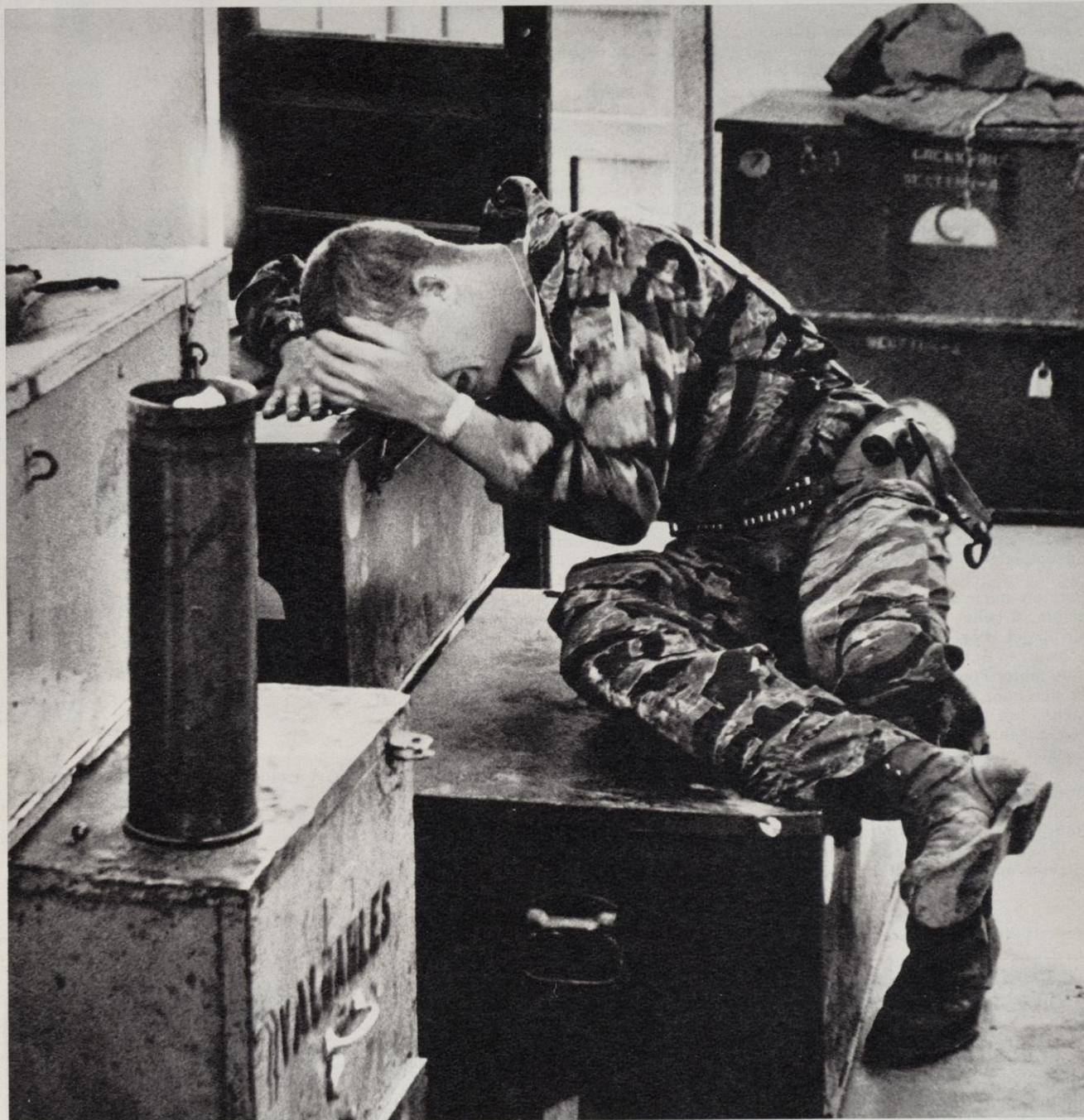
(Aus dem Französischen von J. F. Wittkop)



# Kleiner Traktat über den Krieg

Von M. Y. Ben-Gavriel

Zwei Staaten irgendwo in Karibien, die das Schicksal dazu verurteilt hatte, eine gemeinsame Grenze und außer dieser Grenze nicht allzuviel gemeinsam zu haben, begannen einen Krieg gegeneinander. Es war ein dem geringen Flächeninhalt dieser Länder entsprechend kleiner und, an dem gemessen, was wir auf diesem Gebiet menschlicher Tätigkeit gewohnt sind, überaus dürrtiger Krieg. Es wurde nicht mit Atombomben gedroht, die Luftangriffe mit ausgeliehenen Flugzeugen entsprachen in keiner Weise dem in vergangenen Kriegen erreichten Standard, und die Genfer Konvention wurde nicht einmal verschieden, sondern von beiden Seiten überhaupt nicht ausgelegt. Man brachte einander einfach auf automatische oder halbautomatische Weise um, wo und wie man einander habhaft werden konnte. Es wäre also ein kleiner, schäbiger, primitiver und nicht der Rede werter Krieg gewesen, wäre nicht plötzlich etwas überaus Überraschendes eingetreten: Der Präsident des einen Staates schlug dem anderen vor, die Sache durch ein Revolverduell, veranstaltet auf der internationalen Grenzlinie zwischen den beiden Staaten, auszutragen. Bitte, meine Herren, überlegen Sie einen Augenblick, was das heißt, und stellen Sie sich das Bild vor: Die beiden demokratisch gewählten Diktatoren entschließen sich, einen Krieg sozusagen *pars pro toto* durchzuführen. Sie treten einander in goldstrotzenden präsidialen Phantasieuniformen, die Brust durch eine erstaunliche Fülle selbstverliehener Orden nicht nur geschmückt, sondern auch gegen Kugeln gepanzert, gegenüber, und zwar auf jenem imaginären Strich, dessen weitere Gültigkeit vom Ausgang des Duells abhängt. Das gesamte diplomatische Korps ist geladen, die Vertreter der Armee, die Häupter und Sekretäre der – längst schon verbotenen – Gewerkschaften, die Friedenstaubenzüchtervereine, Journalisten, Kamera- und Fernsehleute, Radioreporter und, weiß Gott, was noch einem Ereignis internationale Publizität verleiht, und zu beiden Seiten der Grenzlinie stehen Tribünen für sehr zahlungsfähige Touristen aus den valutastarken Ländern. Alles ist begeistert – abgesehen natürlich von den Aktionären ausländischer Waffenfabriken –, denn hier wird, wie die Zeitungen berichten, „zum erstenmal in der Geschichte das Blutopfer von Völkern auf das geringste Maß der eventuellen Blutabgabe ihrer beiden Repräsentanten reduziert“. Bravo! schreit jeder Friedfertige und möchte am liebsten der Historie um den Hals fallen, die sich so fortschrittlich gebärdet. Aber, meine Herren, wenn man die Sache richtig betrachtet, ist sie gar nicht so neu. Rund dreitausend Jahre vorher, zu einer Zeit also, da die Vorfahren dieser beiden Friedensduellanten, deren Zweikampf, nebenbei bemerkt, natürlich niemals zustande kam, sich noch auf Palmen mit Kokosnüssen vergnügten, damals schon wurde einmal ein derartiger Ausweg aus dem Elend des Krieges versucht. Es waren zwar nur Philister und Israeliten, welche dieses jeder zeitgenössischen Kriegstechnik unwürdige Experiment machten, also zwei im damaligen ägyptisch-babylonischen West-Ost-Gegensatz keine besondere Rolle spielenden Völker. Aber Sie werden zugeben, die Anregung jenes Generalfeldmarschalls Goliath war eine immerhin bemerkenswerte und großzügige. Daß sich ihm statt des gegnerischen Armeeführers nur ein durchaus satisfaktionsunfähiges Individuum zum Zweikampf stellte und daß dieser Bursche David sich einer ganz gewöhnlichen Bachkieselschleuder bediente, also einer von



Zusammenbruch eines Soldaten

Foto: Larry Burrows/Bavaria

keinem Ehrenkodex der Welt anerkannten Waffe, war eben eine historische Schweinerei. Sie änderte aber nichts an der Tatsache, daß die Priorität der Idee, Generäle und Präsidenten ihre Streitigkeiten allein austragen zu lassen, keineswegs aus den Aktienwäldungen karibischer Plantagen stammt. Doch gleichviel: Sie hat derart glänzende Aspekte, daß sie wohl die gesamte Geschichte der Menschheit, und zwar sicherlich nicht zum Schlechten, geändert hätte, wenn sie konsequent in die Praxis umgesetzt worden wäre. Wenn, zum Beispiel, die Admiräle der koryräischen und der korinthischen Flotte, statt bei Sybota sich gegenseitig die Schiffe zu versenken, sich gegenseitig, wie es der internationale Marinekodex vorschreibt, unter den Tisch getrunken hätten, wäre den Griechen der Peloponnesische Krieg und uns eine Anzahl peinlicher historischer Prüfungsfragen erspart geblieben. Hätten die Herren Hannibal und Cornelius Scipio nicht erst am Ticinus ihre Armeen angestachelt, sich gegenseitig auszurotten,

sondern hätten schon jenseits der Alpen die Sache durch einen Catch-as-catch-can-Ringkampf ausgetragen, dann, meine Herren, hätten nicht fünfzig- oder sechzigtausend Männer und zwei Dutzend Elefanten bei einem unfreiwilligen Versuch, einen alpinen Rekord aufzustellen, ihr Leben lassen müssen. Und wenn der General Christian von Anhalt und der Generalissimus Maximilian von Bayern die idyllische Ruhe auf dem Weißen Berg nur durch je einen gutgezielten Muskettenschuß gestört hätten, dann wäre vermutlich – zu unserer aller Zufriedenheit – der Westfälische Friede schon 1620 und nicht erst nach dem Dreißigjährigen Krieg statt in Münster im „Casino Zum Lustigen Moldaufischer“, halbwegs zwischen dem Weißen Berg und Prag, geschlossen worden. Und wenn der gute alte Kaiser Franz Joseph der Erste statt zu mobilisieren die Angelegenheit durch eine Tarockpartie mit dem Serbenkönig ausgetragen hätte, weiß Gott, er hätte sich den Ausspruch „Mir bleibt nichts erspart“ erspart und der Welt zwei Weltkriege,

einen Hitler und einen für die Menschheit total unbrauchbaren westöstlichen Diwan. Aber wozu, meine Lieben, wozu all diese Spekulationen aus dem sterilen Gebiet einer selbst in Karibien stets nur Theorie bleibenden Als-ob-Philosophie? Die Generäle und Präsidenten werden sich nicht duellieren, der Marschall Löwenmaul von Pelargonien wird sich dem General Rittersporn von Begonien nicht vor die Pistole stellen, und der Scharfrichter Vergrüßmeinnicht wird nicht mit dem Staatsanwalt Sadistel um den Kopf des Angeklagten Zittergras würfeln. Es wird alles bleiben, wie es war, in Pelargonien, in Karibien und bei uns. Die große Geste jenes zentralamerikanischen Chevalier sans peur et sans reproche wird zwar in die Historie eingehen, aber nur als Fußnote in den kleinsten, für kurzzeitige Politiker und ihre ordensgeschmückten Automaten unlesbaren Lettern. *Facilis descensus averno*: Leicht ist (auch weiterhin) der Abstieg zur Unterwelt!



# Marc Chagall

Sicherlich hätte der junge Marc Chagall im entfernten zaristischen Rußland verwundert dreingeschaut, wenn man ihm prophezeit hätte, daß die Welt ihn – zu seinem 80. Geburtstag besonders großartig – in Büchern und Aufsätzen, Ausstellungen und Glückwunschschriften so begeistert feiern würde. Das Jahr 1967 brachte Jubiläumsausstellungen in Bordeaux und Zürich, in Toulouse („Chagall und das Theater“) und im Pariser Louvre, in seinem jetzigen Wohnort St. Paul de Vence und nun in einer großartigen Übersicht über das Werk des 17–80jährigen in der Kölner Kunsthalle. Wie hätte sich der Junge damals in Witebsk diesen Ruhm auch vorstellen können? „Ich war nämlich zu jener Zeit besonders dumm und, wie mir scheint, glücklich.“

Er war glücklich, trotzdem er in Armut aufwuchs. Sein Vater war kaufmännischer Gehilfe in einem Heringslager, er selbst betrachtet sich als Arbeiterkind. Und über seine ersten Schritte in Petersburg (heute Leningrad), wo er malen und zeichnen lernte, berichtet er „meine Mittel erlaubten mir nicht, ein Zimmer zu mieten; ich mußte mich mit Zimmerecken begnügen. Ich hatte nicht einmal ein Bett für mich allein. Ich mußte es mit einem Arbeiter teilen. Er war wirklich ein Engel, dieser Arbeiter mit dem tief-schwarzen Schnurrbart.“

Aus lauter Freundlichkeit zu mir drückte er sich ganz gegen die Wand, damit ich mehr Platz hätte. Ich lag, ihm den Rücken zukehrend, mit dem Gesicht zum Fenster und atmete die frische Luft. In diesem Zimmer, mit Arbeitern und Straßenhändlern als Nachbarn, blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf den Bettrand zu legen und über mein Leben zu grübeln. Worüber sonst? Und Träume suchten mich heim ...“

Dies und anderes Aufschlußreiche über sein Leben kann man in seinen Aufzeichnungen nachlesen, die unter dem Titel „Mein Leben“ als Buch in der Büchergilde Gutenberg, Frankfurt (Main) und Zürich, mit seinen Radierungen aus dem Jahre 1923 illustriert, erschienen sind.

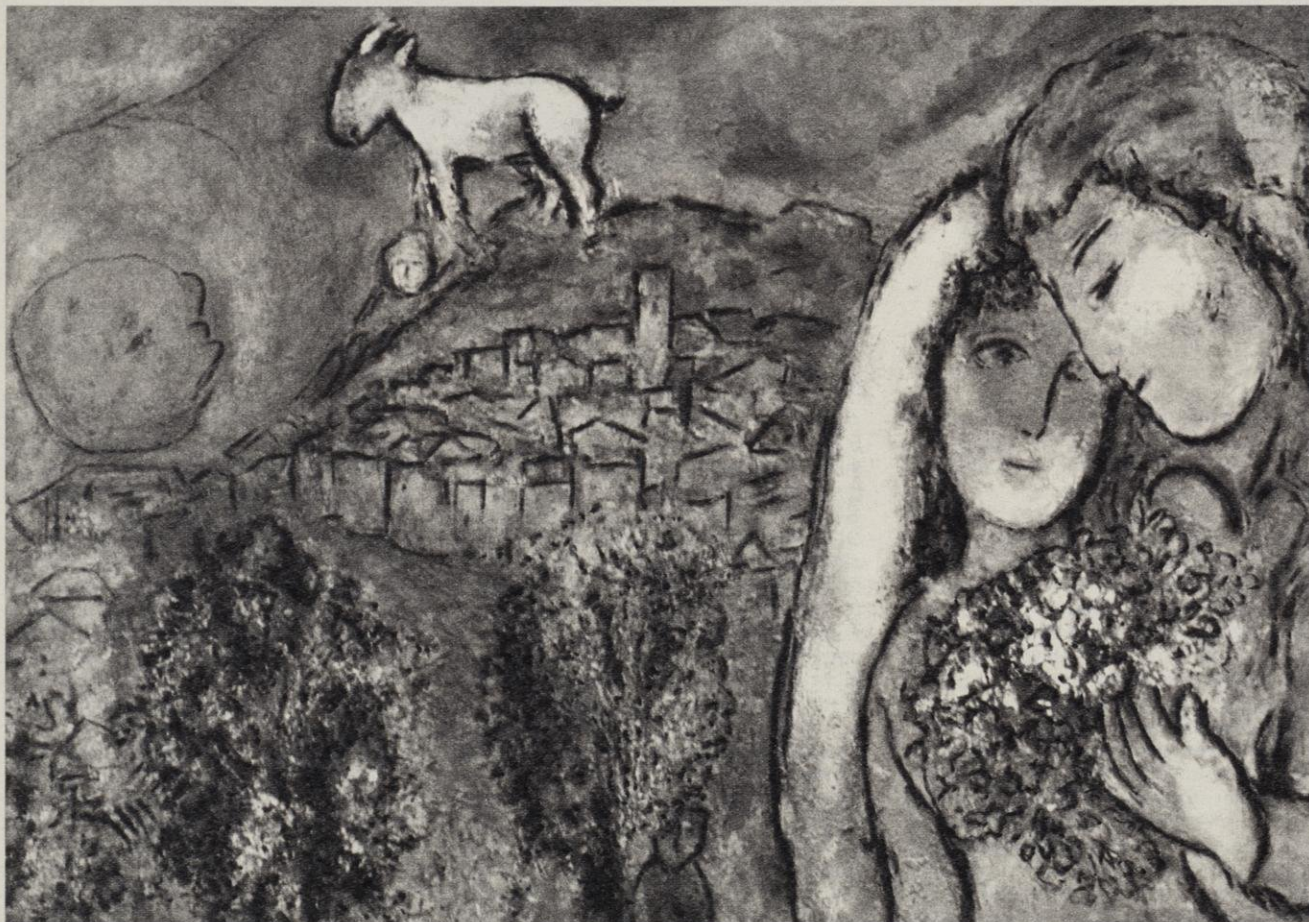
Hier zeigt er sich als Träumer, und ein Träumer ist er in seiner Malerei geblieben. Dr. Franz Mayer, Direktor des Baseler Kunstmuseums und Schwiegersohn Chagalls, hat in seiner Eröffnungssprache zur Chagall-Ausstellung in Zürich (Frühjahr 1967), die Rede ist im Kölner Katalog zur Chagall-Ausstellung (Sept./Okt. 1967) abgedruckt, gesagt, „...seine Kunst berührt Menschen aller Bildungsschichten, jedes Herkommens, sofern sie sich überhaupt in jener Region ansprechen lassen, die man in schöner und vielleicht etwas altväterlicher Weise als ‚Herz‘ bezeichnet ... So stimmt man ein in das beschwingte Glück des Festes, ob man nun verstanden habe oder nicht, was der blaue Engel mit der Geige oder das rote Tier am Himmel oben eigentlich meint. Die Unmittelbarkeit der Wirkung war seit je die bezeichnende Stärke der Malerei Chagalls.“

Der Bürokrat und Spießler, der seiner genauen Tageseinteilung folgt und nur das für Kunst hält, was in der Wirklichkeit kontrolliert werden kann, der keine „Antenne“ für Poesie und Märchen besitzt und dessen Phantasie durch den materiellen Alltagskampf abgestumpft ist, dieser Bürger unserer Wohlstandsgesellschaft wird vor den Chagall'schen Gemälden freilich ratlos stehen oder gar, weil er sie nicht begreift, ihnen gegenüber eine feindselige Haltung einnehmen. Wir kennen das aus der Nazizeit, da Chagall den Diktatoren nicht nur wegen seiner jüdischen Herkunft ein Greuel war und seine Werke verboten wurden. Auch



Der Cellist

## Die Liebenden



im heutigen Moskau wurden seine Ausstellungen torpediert.

Wer seine Vorurteile ablegt und die Augen über Chagalls Leinwände voller Wunder spazieren gehen läßt, der wird plötzlich verzaubert, denn Chagall ist ein Zauberer der Malerei. Aber wie der Zauberkünstler eines Wanderzirkus' Tricks und Fingerfertigkeiten besitzt, eine bewundernswürdige Technik und eine reiche Phantasie, so verfügt auch der Maler Chagall über ein umfangreiches Repertoire von Kenntnissen und Können, von Erfahrung und auch von Effekten. Schon in der dunklen Malerei seiner frühen russischen Jahre leben eigenartige Zusammenstellungen auf, die wir mit bloßem Auge in unserer Umgebung nicht wahrnehmen. Später in Paris kommen berausende Farben hinzu, lange bevor er sich der Glasmalerei widmet und seine Glasfenster in Israel, Frankreich und den USA entstanden sind.

Natürlich sind auch die Farben unwirklich. Wer hat schon einen grünen Juden gesehen? Und wer ein Dorf ganz in Rot getaucht? Oder eine Stube, in der sich gelbe, rote, grüne Farben bekämpfen? Doch die glühende Palette ist es nicht, die das nüchterne Publikum in erster Linie frappiert. Immerhin ist zumindest die Großstadtjugend durch Lichtreklame und die modernen Schockfarben der Mode umerzogen. Vielmehr schüttelt mancher Betrachter vor dem Cellospieler, der mit seinem Instrument eins wird, den



Kopf, vor dem Liebespaar, das in einem herrlichen übergroßen Blumenstrauß eingebettet liegt, vor dem russischen Pferdegespann, das über den Dächern von Witebsk durch die Lüfte fliegt.

Aber kombinieren wir vor unserem inneren Auge oder im Traum nicht auch ähnliche Szenen? Verlassen unsere Gedanken plötzlich unsere triste Umgebung, um in den Urlaub, an die See oder auf den Sportplatz zurückzukehren, fliegen in die Zukunft und in die Vergangenheit. In Chagalls Kunst wird seine russische Heimat immer wieder wach, der Winter, die Holzhäuser, das Land, die Hühner und Blumen, Kühe, Esel, Pferde – auch in seinen biblischen Darstellungen. Und immer wieder kreisen seine Gedanken um Liebe und Ehe, Geburt und Tod. 1912 malt der Künstler einen „Trinker“ an einem Tisch. Der Kopf hat sich vom Körper gelöst und wird von der Flasche magnetisch angezogen. Gibt es das nicht, daß ein Mensch „seinen Kopf verliert“, vielleicht ein Alkoholiker? Im selben Jahr malt Chagall einen Soldaten, auf eine Teetasse zeigend, dahinter der Samovar. Dabei geht dem Landser die Soldatenmütze hoch – und ganz klein, auf demselben Tisch, erspähen wir ihn mit seiner Frau auf dem Schoß. Verwirklichte Vorstellungen, Gedanken, Erinnerungen! Zwischen Traum und Wirklichkeit.

Chagall – der Träumer? Manchmal träumt er sehr real. In seinen oben genannten Lebenserinnerungen schreibt er u. a.: „Wenn ich zuviel Angst hatte, rief meine Mutter mich zu sich. Das war der beste Unterschlupf. Nun wird sich kein Handtuch mehr in einen Bock oder einen alten Mann verwandeln. Keine Totengestalt mehr durchs vereiste Fenster gleiten. Der Spiegel im Wohnzimmer, der hohe, dunkle, wird mich nicht mehr erschrecken. In seinen Ecken und in den Windungen seines Rahmens leben die Seelen der längst verstorbenen Verwandten und das Lächeln junger Mädchen fort.

Mich wird weder die Hängelampe erschrecken noch das Sofa, solange ich im Bett von Mama bin. Und doch habe ich Angst. Sie ist dick, mächtige Brüste, wie Kissen. Weichheit des Leibes, des Alters, der Niederkünfte, Leiden ihres Mutterdaseins, Süße ihrer Vorstadträume...

Nacht. Winterkälte. Das Haus schläft. Plötzlich taucht auf der Straße die Gestalt der seligen Großmutter Chana auf, schließt lärmend das kleine Oberfenster und sagt: ‚Meine Tochter, was läßt Du bei dieser Kälte hier das Fenster offen?‘ Oder es kommt eines Tages ein alter Mann, ganz in Weiß, nicht von dieser Welt, ans Haus, ein Onkel mit langem Bart. Er tritt ein, bleibt stehn, bettelt um Almosen. Ich reiche ihm ein Stück Brot. Ohne ein Wort zu sagen, schlägt er darauf. Das Brot fällt zur Erde. ‚Chasja‘, sagte meine Mutter, als sie erwachte, ‚geh und sieh nach den Kindern‘.

So begannen unsere Kinderkrankheiten.“ Das erzählt uns Chagall mit seinen Worten. Ähnliches mit seinem Pinsel. Nicht alles läßt sich deuten. Aber man kann mit dem Künstler in dessen Vergangenheit wandern und liest in seinen Bildern wie in einem Märchenbuch. Eine kostbare Seltenheit in unserer phantasiearmen Gegenwart!



Die Kuh mit dem Regenschirm

Sabbat





# „Zur Sache, Schätzchen!“

**Mays Spils hat ihren ersten abendfüllenden Spielfilm in München abgedreht**

Auf den ersten Blick sieht sie wie ein Fotomodell oder Cover-Girl aus: überschlank, apartes, schmales Gesicht, ausdrucksvolle dunkle Augen und eine langmähnlige Ponyfrisur. Aber die 26jährige Wahlmünchenerin May Spils – geboren wurde sie 1941 in Twistringen bei Bremen – ist alles andere als ein neckisches Schwablnchen, obwohl sie sich in Schwabing richtig zu Hause fühlt. Nach zwei schwungvoll-amüsanten Kurzfilmen („Das Porträt“, Diplom in Mannheim 1966; „Manöver“, im Informationsprogramm Oberhausen 1967 gezeigt) hat sie soeben in München und Umgebung ihren ersten abendfüllenden Spielfilm nach einem eigenen Drehbuch abgedreht.

„Zur Sache, Schätzchen!“ spielt in Schwabings Gammeler-Landschaft, für die May Spils viel Sympathie hat, zu der sie aber auch ein gut Teil kritischer Distanz aufzubringen vermag. Es soll ein skurril-komischer Film werden, der sich weder cineastisch noch problematisch gibt, sondern völlig unpathetisch das Lebensgefühl junger Menschen im Schwabinger Sommer 1967 vermittelt. Die Geschichte des Films, die nicht ganz ohne nachdenklich stimmenden Hintergrund ist, hat sie der Wirklichkeit entnommen. May Spils beobachtete monatelang zwei Schwabinger Freunde, junge Schauspieler, in ihren alltäglichen Gewohnheiten, stellte ihre spezifischen kleinen Eigenarten fest, achtete darauf, wie sie Mädchen nachsehen, sie ansprechen, sich ihnen gegenüber verhalten. Und plötzlich hatte sie die Geschichte für ihren Film, für die sie die Realität kaum zu verändern brauchte. Die zum größten Teil grotesken Dialoge entwickelte sie aus dem Alltagsjargon der beiden Freunde, die dann auch die männlichen Hauptrollen in dem Film



übernommen haben: Werner Enke („Mord und Totschlag“) und Henry van Lyck. Hauptdarstellerin ist Uschi Glas, die hier endlich frei von Winnetou- und Wallace-Klischees ein unkompliziertes junges Mädchen von heute spielen kann.

May Spils kam über Umwege zum Film. Nach dem Abitur in Bremen nahm sie Schauspielunterricht, gründete in der Hansestadt ein Studio-Theater, das nach zwei Stücken allerdings einging, arbeitete in Hamburg als Auslandskorrespondentin für Englisch, bis sie Anfang der sechziger Jahre nach München kam. Hier arbeitete sie zunächst als Mannequin und Fotomodell, spielte winzige Rollen in ein paar Filmschnulzen und fuhr 1966 zum erstenmal nach Oberhausen zu den Westdeutschen Kurzfilmtagen. Dort intensivierte sie ihren Kontakt zu den Jungfilmern und entschloß sich auf der Rückfahrt von Oberhausen nach München, selbst einen Kurzfilm zu drehen. Der Erfolg in Mannheim für „Das Porträt“ gab ihr den Mut für den zweiten kleinen Film „Manöver“ und den energischen Elan für den ersten langen Film.

„Zur Sache, Schätzchen!“ entstand ohne Kuratoriumsgelder und ohne Verleihgarantie. Peter Schamoni war von May Spils' Drehbuch so angetan, daß er sich spontan entschloß, ihren Film zu produzieren. Zu ihrem Ersparten konnte er seinen Bundesfilmpreis (für „Alle Jahre wieder“) hinzugeben. Ein Mädchen, das Regie führt – das wird bei manchen ein mitleidiges Lächeln hervorrufen. Doch May Spils weiß, was sie will. Es geht ihr gar nicht darum, die Filmkunst zu revolutionieren, sie will ihre Arbeit auch gar nicht im Sinne des Oberhausener Manifestes verstanden wissen. Sie will einfach eine Geschichte, die sie interessiert, in bewegte Bilder umsetzen, und dabei kommt es ihr vor allem darauf an, kein verstaubtes Kino zu machen. Das jedenfalls hat sie mit ihren beiden Kurzfilmen bereits bewiesen.

**Frauke Hanck**

## Die Hand an der Kehle

**Der polnische Regisseur Jerzy Skolimowski und seine Filme**

**Ein Mensch, der sagt: ich weiß nicht wozu ich hier bin.**

**Bis er nach vielen Jahren oder nach so etwas wie Jugend oder der Liebe mit der Hand an der Kehle alles verbessern will und den Sitz der Krawatte verbessert.**

Der Dichter Jerzy Skolimowski – er veröffentlichte drei Lyrik-Bände und ein experimentelles Theaterstück – hat in diesen Versen sein Credo formuliert. Sie erscheinen als Kernpunkte in seinen ersten drei Filmen „Besondere Kennzeichen: Keine“ (1964), „Walkover“ (1965) und „Barriere“ (1966). Der Regisseur Skolimowski hat sich auf vielen Gebieten betätigt, bevor er sich 1960 zum Besuch der Filmhochschule in Lodz entschloß.

Er studierte Ethnographie in Warschau, war Schlagzeuger in einer Jazzband, Boxer, Sport- und Filmjournalist, Drehbuchautor. Seine erste praktische Bekanntschaft mit dem Film machte er 1958 bei den Dreharbeiten zu „Eroica“ von Andrzej Munk, mit dem ihn bis zu dessen tödlichem Unfall eine enge Freundschaft verband. Bei „Eroica“ fungierte Skolimowski als „Stuntman“ für einen Schauspieler, der schlecht Ski fuhr – die Szene fiel allerdings später der Schere zum Opfer. Zusammen mit dem Schriftsteller Jerzy Andrzejewski („Asche und Diamant“) schrieb Skolimowski das Drehbuch zu Wajdas „Die unschuldigen Zauberer“ (1960) und spielte selbst die Rolle eines Boxers in dem Film. Andrzej Wajda war es auch, der den damals 22jährigen überredete, sich bei der Filmhochschule in Lodz einschreiben zu lassen. Skolimowski tat das – weniger aus Überzeugung denn aus Neugier – und er war ehrlich überrascht, daß er

angenommen wurde. Denn er erfüllte eine wichtige Voraussetzung nicht: er hatte kein abgeschlossenes Studium vorzuweisen, die Ethnographie hatte er unmittelbar vor der Abschlußprüfung an den Nagel gehängt. Gleich im ersten Schuljahr schrieb er mit Roman Polanski das Drehbuch und die Dialoge zu dessen erstem Spielfilm „Das Messer im Wasser“.

Seinen ersten eigenen abendfüllenden Spielfilm „Besondere Kennzeichen: Keine“ präsentierte Skolimowski 1964, erregte sofort Aufsehen und erhielt den Preis des Polnischen Studentenfestivals. Der Film war unter ungewöhnlichen Umständen entstanden: während seiner letzten zwei Studienjahre in Lodz hatte Skolimowski eine Reihe von kurzen Spielfilmen gedreht, die er am Ende zu diesem langen Film nahtlos zusammensetzen konnte. Er war Drehbuchautor, Regisseur, Hauptdarsteller und zeichnete für die Dekors verantwortlich. Der Held



# ...alle Scheiben im Schrank?

des Films, Andrzej Leszczyc, der in der stalinistischen Periode von der Technischen Hochschule gewiesen wurde, der ohne Bindungen lebt und als Sieger in Boxkämpfen Kofferradios und Uhren gewinnt, die er versetzt, ist wiederum der Held von Skolimowskis zweitem Film „Walkover“ (1965). Wieder ist der Regisseur sein eigener Hauptdarsteller, und wieder spielt das Boxen, der Lieblings-sport Skolimowskis, eine wichtige Rolle. Die konkreten Vorschläge für ein im Sinne des Establishment geregeltes Leben, die ihm eine Studienkollegin und in der Stalin-Ära aktiv gewesene Jugendfunktionärin macht, vermag Leszczyc nicht zu akzeptieren. Er bleibt weiter auf der Suche nach einer für ihn geeigneten Lebensform, die er bisher in der gesellschaftlichen und politischen Struktur seines Landes nicht hat finden können. „Barriere“, Skolimowskis Opus 3, mit dem Großen Preis von Bergamo 1966 ausgezeichnet, präsentiert zum erstenmal einen anderen, dem Andrzej Leszczyc jedoch verwandten Helden. Nicht Skolimowski selbst, sondern der Schauspieler Jan Nowicki spielt den Studenten, der sich krampfhaft an alles klammert, was sich lohnt erwogen zu werden. „Als ich ein Stipendium angenommen habe, habe ich mich dem Staat verkauft, so kann ich mich jetzt einer Privatperson verkaufen.“ Aus der Begegnung mit einem Mädchen, das genau weiß, was es will, und aus eigener Kraft sein Ziel verfolgt, wird eine der schönsten und poetischsten Liebesgeschichten des modernen Films überhaupt.

„Die Hand an der Kehle“ haben diese Helden in Skolimowskis erstem Film: ebenso leidenschaftlich wie verzweifelt suchen sie Wege und Möglichkeiten, „alles zu verbessern“, haben sie Angst davor, im Alter so dazustehen wie ihre Väter, die am Ende nichts verändert, sondern nur „den Sitz der Krawatte verbessert“ haben.

Ein anderer, weniger gesellschaftskritischer Skolimowski präsentiert sich mit seinem vierten Film „Der Start“ (1967). Dieser Film ist die erste Arbeit des polnischen Regisseurs im westlichen Ausland, er drehte für eine belgische Produktion in Belgien mit einem französisch-belgisch-italienischen Team. Die Geschichte von dem jungen Friseurlehrling, der so leidenschaftlich gern an einem Autorennen teilnehmen möchte und die größten Anstrengungen unternimmt, um dafür in den Besitz eines Porsche zu kommen, ist nicht nur eine espritgeladene Huldigung an schnelle Wagen (Skolimowski selbst fährt einen Ford Mustang), sondern vor allem eine Liebeserklärung an die Jugend mit all ihren Idealen und Illusionen. Dabei ist Skolimowski keinesfalls seinen persönlichen Ansichten über das moderne Leben untreu geworden, er hat sich nicht etwa auf das banale Niveau eines nur kommerziellen Films begeben. Er hat im „Start“ lediglich eine Filmsprache verwendet, die allgemeinverständlich ist und den Zugang zum großen Publikum frei macht. Auf der diesjährigen Berlinale erhielt der Film, wie bereits berichtet, den Goldenen Bären.

Mit 29 Jahren ist Jerzy Skolimowski heute der meistbeschäftigte und erfolgreichste polnische Regisseur. Sein Ruf ist lange über die Grenzen Polens hinausgelangt. Soeben hat er in Warschau seinen fünften Film mit dem Titel „Hände hoch!“ beendet.

Viele Leute meinen, daß populäre Musik nicht gut sein könne. Sie wenden sich von einer Stilrichtung ab, sobald sie viele Anhänger gewonnen hat – und oft nur aus dem Grunde, weil sie volkstümlich geworden ist. Dabei muß noch lange nicht abgespulte „Masche“ sein, was sich einer eingefahrenen Stilrichtung bedient.

## Zweimal Jazz im Barockstil

So sind ja swingend gesungene Fugen Bachs meist schon deshalb musikalisch interessant, weil sie von Bach komponiert sind – und die Swingle-Singers wissen das. Auch das kultiviert-kühle Modern Jazz Quartett bietet bei gleichbleibenden Stilmerkmalen in seiner intensiv durchgestalteten Musik immer wieder neue Ideen. Wenn aber beide Gruppen zusammenwirken – wie auf der LP „Place Vendôme“ von Philips (840257 BY) – dann befruchten sie einander. John Lewis, der kompositorische Kopf des MJQ, entfaltet mehr noch als sonst die Musik seines Quartetts kontrapunktisch und nähert sie so dem Stil des Barock, und Ward Swingle, sonst möglichst auf strenge Notentreue bedacht, läßt seine Sänger, vor allem die heitere Christiane Legrand, diesmal gelegentlich improvisierend aus den vorgeschriebenen Parts ausbrechen: so zum Beispiel im besonders eindrucksvollen Wechselspiel mit Vibraphonist Milt Jackson in der von John Lewis geschriebenen „Alexanders Fuge“. Auf der anderen Seite beugen sich Lewis & Co im „Ricerca a 6“ fast vollständig der großen Satzkunst Johann Sebastian Bachs. Eine der interessantesten Aufnahmen ist die „Air“ Bachs in der aus vielen Fernseh-Feature-Untermalungen bekannten Fassung der Swingle-Singers, in deren Gefüge sich kunstvoll improvisierend das Modern Jazz Quartett harmonisch einfügt. Die Verbindung von „swingendem Barock“ und „barockisiertem Cool“, die auf dieser Scheibe vollzogen wird, hat beide Stilarten erfreulich erfrischt – und auch der Breitenerfolg dürfte dieser LP darum nicht versagt bleiben.

Strenger noch dem Barock verpflichtet sind der Jazz-Harfenist Johnny Teupen und seine internationalen Stars auf der SABA-LP „Play Harp“ (SB 15117 ST). So verwenden sie denn kennzeichnenderweise mehrfach ein richtiges „klassisches“ Streichquartett und spielen mit diesem z.B. drei Sätze eines Harfenkonzerts von Händel im Swingstil. Aber die streng traditionelle Machart bezieht sich nur auf die geschriebenen Arrangements. In den Soli brechen die Stars immer wieder aus dem barocken Schema aus, am meisten – und auch am eindringlichsten – Sahib Shibab auf der Flöte, der einige Male die moderne Weise seines Spiels bewußt zu den klassizistischen Sätzen kontrastieren läßt. Teupen und der von Edelhagens Orchester her bekannte Pianist Francis Coppieters (auf dem Cembalo) fügen sich in ihren Soli mehr (jedoch nicht sklavisch) dem barocken Stil ein. Und die Sängerin Blanche Birdland erinnert in ihren zungenbrecherischen Vokalisen an Christiane Legrand von den Swingle-Singers. Diese abwechslungsreiche Folge von vielen verschiedenen (leider allerdings auch qualitativ verschiedenen) Stücken ist so recht dafür gemacht, einen aufgeschlossenen Barockliebhaber für den Jazz zu interessieren – wenn er ein Stereo-Wiedergabegerät hat; denn nur auf einem solchen ist das Stimmengeflecht richtig auszusteuern.

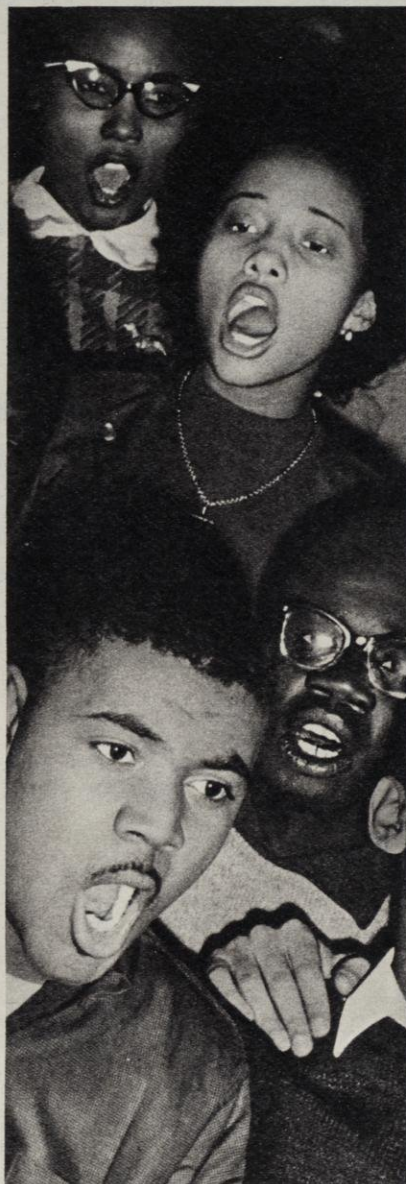


Foto: W. Schloske

## Berühmte Soli – nachgesungen ...

Zungenbrecherische Gesangssoli kann man noch komplizieren, indem man ihnen Worte unterlegt. Seit King Pleasure Anfang der fünfziger Jahre damit begann, die Improvisationen berühmter Solisten nachzusingen und sie durch heitere Texte aufzufrischen, hat diese „Masche“ ihre Wirkungskraft behalten. SABA hat ein Konzert beim 10. Deutschen Jazz-Festival in Frankfurt mitgeschnitten, bei dem die hervorragendste Vertreterin dieser „Sangesweise“ sich mit einem ausgezeichneten Scatsänger vereint: „Annie Ross & Pony Poindexter“ (SB 15082). Da wird im Gesang nach- und neugestaltet in bunter Folge, und die Begeisterung des Publikums heizt die beiden Sänger und ihre Begleitcombo immer wieder zu neuen Höhepunkten an. Herausragende Trompetensoli von Carmell Jones und ein ungemein einfallreicher Altsaxophonchorus von Pony Poindexter (auf „Twisted“) stechen besonders hervor. Und das Ganze inspirieren mit Scat- und Textgesang Pony und Annie. Pony vor allem in seiner Version von „All Blues“ und Annie bei ihrer Nachgestaltung von James Moodys „I'm In The Mood For Love“. Vom hei-

teren Swing einer alten Louis-Jordan-Aufnahme über Basie-Erinnerungen bis zum Bebop Wardell Gray umspannt diese LP einen wesentlichen Jazz-Abschnitt, und das sowohl heiter wie gekonnt! (P.S.: Diese SABA-LP ist auch auf einem Mono-Gerät gut zu genießen).

## ... und original

Wer Wardell Gray oder andere Starsolisten vom Ende der vierziger Jahre in Originalversion hören will, der kaufe sich die Vogue-LP „A Look At Yesterday“ (INT 40019). Hier kann man auch die Vorstufe zum Gesang der Annie Ross kennenlernen: den Bebop-Scat-Gesang von Buddy Stewart, Dave Lambert und Jimmy Raney, rau und in vitaler Frische. Der Lester-Young-Jünger und -Nachfolger (bei Count Basie) Paul Quinichette ist in zwei Combo-Aufnahmen zu hören, die noch deutlich dem Swingstil verbunden sind, und Wardell Grays „Stoned“ ist ein hervorragendes Beispiel für das (sonst oft nicht gleichmäßig gute) große Improvisationsvermögen dieses Tenorsaxophonisten. Stan Getz – später einer der umjubelten Tenorstars der Cool-Ära – entfaltet in drei Bebop-Aufnahmen sein volles technisches und improvisatorisches Können, und nur die Milde und Eleganz seines Tones läßt vorausahnen, daß Getz einmal wegen seines gepflegten und dezenten Spiels zum Liebling einer dekadent gewordenen Jugend werden sollte. Neben den drei Stücken seines Quintetts besticht am meisten das von Gerry Mulligan arrangierte „Hot Halavah“ mit dem umwerfenden Gesangstrio Stewart-Lambert-Dearie und mit einer höchst lebendigen Folge bester Instrumentalsoli. So gibt diese LP einen interessanten Querschnitt durch die Bebop-Ära.

## Lebendiger Swing

Sieben Jahre weiter zurück führt uns die No. 1 der „Jazz Star Serie“ von RCA: zu John Kirby und seinem Orchester (LPM 10016). Dieses fast wie eine Dixieland-Band besetzte Sextett ist sehr zu Unrecht vergessen worden, denn es spielte mit seinen Spitzensolisten eine geradezu perfekte Combo-Swing-Musik ein: John Kirbys federnder, rhythmischer Baß und Specs Powells trocken-präziser Beat auf der kleinen Trommel bilden die Grundlage, über der Trompeter Charlie Shavers, Klarinettist Buster Bailey und Altist Russell Procope sich in unwahrscheinlich exaktem Satzspiel und virtuos-fließenden Soli entfalten. Und in das lebendige Miteinander von Rhythmus und beschwingter Melodie schaltet sich – immer neue Farben einstreuernd – der Pianist Billy Kyle ein, der mit seiner Einwurftechnik der linken Hand beispielgebend für die Bebop-Pianisten wurde. Auf dieser LP gibt es keine schwache Stelle – für Swing-Freunde ist sie ein Genuß. Und doch sind die Höhepunkte der LP erst die drei Gesangsaufnahmen mit Una Mae Carlisle, denn sie bricht mit ihrem blueshaften Vortrag aus der Glätte virtuoseren Zusammenwirkens aus – und mit ihr dann auch die Instrumentalisten. Sie erst macht aus dem sauberen Swing großartigen Jazz. Und darum ist diese LP wert, als Nummer 1 in der „Jazz Star Serie“ zu stehen.

Euer Meggs



# Kleine Geschichten um den großen Sport

**N**eue Fußballregeln gestatten den Austausch eines verletzten Spielers im deutschen Fußballsport. So will es der Beschluß des Deutschen Fußballbundestags. Die internationale Fassung ist großzügiger. Sie gestattet einen Austausch ohne Begründung. Seither werden die Spieler fast ausnahmslos in der 46. oder in der 60. Minute gewechselt. Die Verletzung scheint nach der Uhr zu erfolgen. Dieser Tausch hat meist taktische Gründe oder man will einen schlechten Spieler durch einen vermeintlich besseren ersetzen und läßt ihn rasch von dannen humpeln.

**D**er Kampf gegen das Doping im Sport ist notwendig, will man nicht die Gesundheit der Sportler aufs Spiel setzen und den sportlichen Wettkampf zu einem Wettstreit der Medizinmänner machen. Die Furcht vor Doping hat aber geradezu groteske Formen angenommen. Radrennfahrer bei langen Straßenrennen gaben entkräftet auf. Sie hatten sich gefürchtet, ein harmloses Stärkungsmittel zu nehmen, in der Sorge, es könnte ihnen mißdeutet werden. Eine Kopfschmerztablette lehnte ein von Migräne geplagter Sportler ab, weil er fürchtete, verdächtigt zu werden, wenn man nach dem Wettkampf Spuren des Medikaments in seiner Urinprobe fände. Die deutschen Fünfkämpfer bei der Weltmeisterschaft fielen beim Pistolenschießen aussichtslos zurück. Sie hatten das „Zielwasser“, an das sie zur Beruhigung ihrer Nerven gewöhnt waren, verschmätzt, aus Angst, man könnte den Alkohol als Doping mißdeuten.

**U**nter dem Beifall der Zuschauer überreichte der uruguayische Nationalspieler Horacio Troche dem Hamburger Mittelstürmer Uwe Seeler vor dem Spiel Alemannia-HSV Blumen. Dabei hatte Uwe weder Geburtstag noch Jubiläum. Horacio hatte bei der Weltmeisterschaft in England dem Kapitän der deutschen Mannschaft im Eifer des Gefechts eine Ohrfeige verpaßt und war vom Platz gestellt worden. Inzwischen wurde der temperamentvolle Südamerikaner deutscher Bundesligaspieler. Die Geste der Versöhnung wurde von Uwe lachend akzeptiert.

**D**ie Veranstalter der europäischen Sechstagerennen rieben sich befriedigt die Hände, als Weltmeister Rudi Altig entthront wurde. Sie hatten befürchtet, Altig nach einem erneuten Titelgewinn noch höhere Gagen pro Nacht zahlen zu müssen. Ihre Gesichter wurden



Wolfgang Kremer, Deutschlands bester Kraulschwimmer, schwamm bei strömendem Regen zur Siegerehrung.

Foto: Schirner

aber bald länger. Der neue Weltmeister, Edy Merckx (Belgien), stellte gleich für seine ersten Sechstagerennen Forderungen, die jetzt schon über denen liegen, die Altig in seinen besten Tagen stellte.

**G**eld allein macht es im Sport nicht. Das mußten einige Kölner Geschäftsleute erkennen. Sie hatten dem 1. FC Köln für einen Sieg gegen Borussia Dortmund 20000 DM geboten. Die Dortmunder gewannen 2:0. Die Mäzene konnten ihr Geld behalten und sollten einmal darüber nachdenken, ob solche Prämien für ein ganz normales Meisterschaftsspiel überhaupt einen Sinn haben. Vom Sport entfernt man sich so immer weiter.

**B**ei den Deutschen Meisterschaften der Zehnkämpfer hatte sich alles auf das spannende Duell der beiden besten Zehnkämpfer der Welt, Kurt Bendlin (Deutschland) und sein Vorgänger als Weltrekordler, Bill Toomey, gefreut. Bendlin hatte zu der Teilnahme des Amerikaners außer Konkurrenz erklärt, daß er selbst auf die Gefahr hin, bei diesem Duell seinen Weltrekord zu verlieren, gern diese Gelegenheit eines Zusammentreffens mit dem zu einem Studienaufenthalt in Deutschland weilenden Amerikaner ergreife. Der Verband untersagte den Start Toomeys. Ein Paragraph der Satzung erwies sich stärker als sportlicher Geist.

**U**nsinnige Paragraphen brachten den deutschen Sportschützen Karl Wenk um einen „absoluten Weltrekord“. Er erzielte bei den Deutschen Meisterschaften mit 600 von 600 überhaupt möglichen Ringen einen Traumrekord. Aber er wird als Weltrekord nicht anerkannt, weil Weltrekorde bei den Schützen nur bei Europa- und Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen notiert werden. So mißtrauisch ist man in anderen Sportarten nicht...

Willy B. Wange